

Die Neue Welt.

Illustriertes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 3.

Erscheint alle 14 Tage in Heften à 25 Pfennig und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

1884.

[1883]

Die Alten und die Neuen.

Roman von M. Kautsky.

(2. Fortsetzung.)

3. Kapitel.

Am dem einsamen Ufer, an dem die Villa des Gelehrten sich erhob, war es träumerisch stille. Ein sanfter Wind kam über den See herüber und führte den Duft der Alpenkräuter mit sich, die in üppiger Fülle und Mannigfaltigkeit die Felsen überwucherten. Die Sonne stand jetzt am Rande des Salzberges, und ehe sie dahinter sank, vergoldete sie mit ihrem glühendsten Licht die schroffen Wände, an denen einige Ziegen herumkletterten. Sie meckerten voll Behagen und suchten sich die saftigsten Sprossen aus, in ihrem Uebermut oft nur die jüngsten Triebe benagend.

Eine lichte schlankte Mädchengestalt in einem kurzen faltigen Gewande, das wie ein griechisches Kleid sie umfloß, und nur von einem Gürtel gehalten war, tauchte zwischen den Felsblöcken auf und schritt behende, fast im Laufe, die Anhöhe hinan. Hals und Arme trug sie frei, sie waren von der Luft gebräunt, in der Hand hielt sie einen Strauß von langgestielten Blumen und sie schien nach andern gleichartigen sich umzusehen. Ihr kleiner Kopf mit den reichen goldblonden Haaren war von einem Hut beschattet, den sie nun mit der Hand zurückschob. Jede ihrer Bewegungen war von jener natürlichen Anmut, die eine vernünftige naturgemäße Entwicklung des Körpers fast immer begleitet, und von jener ausdrucksvollen Lebhaftigkeit, die Geist und ein kräftiges Wollen bekunden. Kluge dunkle Augen guckten aus dem feinen Gesichtchen, die schon zu beobachten, zu vergleichen gewohnt waren. Wie froh und frei und glücklich blickten diese Augen!

In Elsa war jener gesunde Egoismus nicht unterdrückt worden, der nach Glückseligkeit verlangt, ja diese als sein Recht begehrt. Sie fand diesen Trieb in allen Organismen wieder, fand alles davon durchdrungen, was Leben hat, und so erkannte sie überall dieselben wirkenden waltenden Kräfte und alles sprach daher zu ihrem Gefühl, zu ihrem Herzen.

Von überweltlichen Wesen und Dingen wußte sie nichts.

Sie wußte nichts von einer Unsterblichkeit der Seele, sie glaubte nicht an den Himmel der Seligen, aber auch die Hölle, wo die Verdammten die ewige Marter erwartet, brauchte sie nicht zu beunruhigen.

Die reine Naturanschauung, für die ihr Vater ihr die Augen geöffnet, ließ ihr die Welt in den heitersten Farben erscheinen.

Durch ihre empirische Denkweise, dadurch, daß sie alles als die Wirkungen von vorhergehenden Ursachen zu sehen gewohnt war, hatte sie viel beobachtet und überdacht, was andere Kinder als etwas von Ewigkeit Geschaffenes niemals zum Nachdenken angeregt hatte, und so waren ihre Verstandeskkräfte ungemein wach und ausgebildet, während sie wieder in Beziehungen des sozialen Lebens, im Hinblick auf Zeremonien und Gebräuche, unwissender war als ein Kind.

Ihre Lebensverhältnisse waren eben ganz eigentümliche gewesen.

In England geboren, hatte sie mit ihren Eltern bis nach ihrem vollendeten ersten Jahre den stillen Landsitz in Wales bewohnt. Nach dem Tode der Mutter war sie mit ihrem Vater und der alten Gerta nach dem Kontinent gekommen. Sie verweilten nur kurze Zeit in Deutschland und hatten dann in Süditalien und Algier dauernden Aufenthalt genommen. Mit ihrem Deutsch und Englisch konnte sie sich da nur wenigen verständlich machen, und so war sie stets in ihrem Umgang auf diejenigen angewiesen geblieben, die ihr Vater selbst dafür bestimmt hatte. Aber alle betrachteten das schöne fromme Kind mit den Augen den Wohlwollens, und dieses empfing die stummen sympatischen Rundgebungen voll Freude und Vertrauen und erwiderte sie auf das lebhafteste. Mit vierzehn Jahren war sie hierher in die Villa am See gekommen, und es war nun schon der zweite Sommer, den sie mit ihrem Vater hier zubrachte.

Aber auch hier war ihr Verkehr mit den Leuten im Orte ein beschränkter geblieben; nur mühsam konnte sie sich in den Gebirgsdialekt finden und ihn verstehen.

Hier lernte sie auch zum erstenmal die Armut kennen.

Sie vermochte es erst nicht zu begreifen, daß diese Leute, die so fleißig arbeiteten und so herzensgut waren, weniger glücklich sein sollten als andere, als sie selbst zum Beispiel. Sie wollte allen geben, allen helfen.

Als ihr Vater ihr gesagt, daß ein einzelner nicht vermöge, diesen Zuständen abzuwehren, daß das und noch manches andere Uebel in der Beschaffenheit der heutigen Gesellschaft liege, und

daß diese vor der Hand nicht geändert werden könne, daß man damit warten müsse, bis die Menschen klüger und besser würden, bis die fortschreitende Zivilisation diese Aenderung herbeiführen würde, da zeigte sie sich ernstlich betrübt. Es war der ersteummer, der diese junge Seele beschlich. Seitdem war eine heftige Neugier erwacht, die Menschen näher kennen zu lernen, und dieser Trieb des nun sechzehnjährigen Mädchens steigerte sich oft bis zu einer kaum zu bezwingenden Sehnsucht. —

Sie war hoch heraufgklettert und zu einem Punkt gekommen, der die weiteste Aussicht über den See gewährt.

Sie bückte sich jetzt um eine Blume zu brechen, und ein Augenblick weilte ihr sinnender Blick auf den schönen vollen Kelch, die den langen schlanken Stiel beschwerten, der trotz dieser Last so aufrecht bleibt, so gerade und stramm dem Licht entgegenwächst, und dadurch einen Beweis von Energie und Kraft gibt, den Elsa, in ihrem Verständnis für solche Erscheinungen stets bewundert hatte.

Heute vermochte sie das Problem nicht zu fesseln. Ihr Blick wendete sich von den Blumen hinweg dem jenseitigen Ufer zu. Dort standen die Hütten, und darin wohnten Menschen, denkende, fühlende Geschöpfe wie sie selbst, und darunter junge Herzen, die eben so unruhig pochten wie das ihre.

Sie legte die eine Hand vor die Augen, um sich vor der Sonne zu schirmen, und den Körper leicht vorwärts beugend horchte sie hinaus. Eine webende Stille umfing sie; lautlos tanzten die Mücken im Sonnenschein. Von drüben mußte jeder Ton über den See zu ihr herüber bringen. Die Schallwellen, durch nichts gehemmt, pflanzten sich in ungeminderter Stärke fort, sie sollten ihr Kunde bringen von dem Leben und Treiben der Menschen.

Es blieb alles ruhig. Nur in weiter Ferne plätscherte ein Ruder im See.

Ein leichter Seufzer schwellte die Brust der Einsamen.

Es war ein Seufzer der Unschuld und doch eines heißen sehnsüchtigen Verlangens.

Da — horch — ein Ruf! Eine Melodie schließt sich daran. So schlicht, in einigen Tönen nur bewegt sie sich, aber die Stimme klingt voll und rein.

Ein heller Schimmer der Freude erglänzt in ihren Augen; sie springt abwärts, wie eine Gemse, von Stein zu Stein, und das Geröll rollt unter ihrem flüchtigen Fuß hinweg. Jetzt ist sie mit dem Dach der Villa in gleicher Höhe und sie blickt nach dem Ladungsplatz hinab.

Dort liegt ein Boot, aber der damit gekommen, ist ausgestiegen. Sie hat ihn nach der Stimme erkannt, es ist Georg.

Hat er nicht auch ihre kleine Freundin, die Evi mitgebracht? Sie duzen sich seit kurzem, und Elsa ist ganz glücklich, wenn sie sie bei Hand halten und mit ihr plaudern kann, während Georgs unbeholfene Schüchternheit ihr nicht Stand hält.

Auch heute hat er gewiß sofort den Vater aufgesucht — sie sieht ihn nirgends.

Sie legt ihre Blumen auf die Brüstung der Holzgalerie, die das Haus von allen Seiten umgibt und sich hier, in dem äußersten Winkel, an einen vorspringenden Felsblock anlehnt. Die Rückseite des Hauses steht frei; da die Felswand hier etwas zurückweicht, war eine Art Hofraum entstanden, in den die Küchentür mündet, und von welchem eine von außen angebrachte hölzerne Treppe nach dem ersten Stock hinaufführt.

An diesen immer kühlen Ort pflegte Frau Gerta, die Haushälterin, an heißen Sommertagen zu sitzen und zu stricken, und dazwischen einen alten Vater zu streicheln.

Auf Aussicht legte sie keinen Wert, sie behauptete die Gegend schon zu kennen; nur sie und da sah sie nach dem kleinen Streifen des blauen Firmaments, der sich ihr zeigte, aber auch hier leitete sie mehr ein meteorologisches als andächtiges Interesse; der Philosoph Barr hatte auch seiner Dienerin den Himmel der frommen Seelen entfremdet.

Als sie nun wieder ihren Blick nach oben wandte, begegnete sie den lachenden Augen Elsas, die auf sie herabsahen.

„Ist Besuch gekommen, Gerta?“

„Ja, und er ist ohne zu fragen, ob wir ihn auch empfangen wollen, gleich zum Vater hinaufgestiegen.“

„Gerta, da sieh, ich streue dir Blumen aufs Haupt; du bist so lieb und tußt sie ins Wasser, ich habe keine Zeit dazu.“

Sie warf all' die langstieligen Glocken hinunter und dann den denkbar kürzesten Weg erwählend, ergriff sie mit beiden Händen die Brüstung und schwang sich mit knabenhafter Behendigkeit und Kraft über dieselbe hinweg.

Sie schien diese Voltige schon öfters ausgeführt zu haben, denn Frau Gerta, die ihr zugehien, alterierte sich keineswegs darüber.

Elsa lief die Gallerie entlang und trat durch die offene Tür inmitten der Fassade in das große Wohnzimmer ein, das mit einem gewissen Luxus ausgestattet war.

Rechts davon befanden sich ihre eignen beiden Appartements, links führte eine, nur durch eine Portiere geschlossene Tür in das Arbeitszimmer ihres Vaters.

Der Eintritt in dasselbe ist ihr nie gewehrt.

Sie löst den Hut von ihrem Haupte und wirft ihn bei Seite, dann wendet sie sich der Türe zu. Schon im Begriff, die Schwelle zu überschreiten, hält sie betroffen inne.

Das ist nicht Georgs Stimme, es ist nicht seine schüchternere Art sich auszudrücken. Sie vernimmt eine kraftvolle gewandte Sprache, wie ihr Vater sie führt; dabei klingt der Ton so weich, die Laute rein und deutlich. Niemand hier zu Lande spricht so, ja es dünkte ihr, als hätte sie ein so jugendlich schönes Organ noch nie gehört.

In hastiger Mädchenneugier steckt sie den Kopf vor und entsendet einen spähenden Blick hinter dem Vorhange hervor.

Sie sieht den Vater in seinem Lehnstuhl am Schreibtisch sitzen.

Er wendet ihr den Rücken zu und seine noch immer breiten Schultern, der mächtige Kopf mit der silberweißen Mähne, die ihn umflattert, verbergen ihr denjenigen, der seitwärts vom Schreibtisch plaz genommen.

Rasch beugt sie sich noch weiter vor, und jetzt sieht sie in das Antlitz eines jungen Mannes und bleibt daran hängen.

Im Schauen verloren, von einem eigenartigen Gefühl durchzittert, hört sie seine Worte ohne ihren Sinn zu fassen. Aber in dem Maße, als er lebhafter wird und sein ausdrucksvolles Auge die Gefühle seines Innern wieder spiegelt, wird ihr alles deutlicher, sie bleibt wie gebannt an ihrem Laufschersplatz und horcht gespannt, ja atemlos.

„Sie billigen also meinen Plan, Herr Barr, Wien zu verlassen und meine weiteren Studien im Auslande zu machen?“

„Durchaus, Arnold, Sie werden die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse anderer Staaten studiren und die Kulturzustände und Bedürfnisse anderer Nationen kennen lernen. Ihr Urteil über die Zustände im eigenen Lande wird dadurch geschärft und Sie werden dadurch jenen weiten Blick, jene Vorausicht erlangen, die allein befähigt, in die geistige Arbeit der Menschheit, in die Zeitbewegung werktätig einzugreifen.“

„Sie haben uns für diese Bewegung neue Gesichtspunkte erschlossen und neue Hilfsmittel gegeben.“

Barr neigte sinnend das Haupt.

„Mein junger Freund, wir stehen hier am Anfange. Wir sind weit vorgeschritten in abstrakten Theorien, weit in Philosophie und in all den Wissenschaften, die die Erforschung des Vergangenen sich zur Aufgabe gesetzt, aber auf politischem und nationalökonomischem Gebiet ist unser Wissen noch ein geringes.“

„Und doch liegt auf diesem Gebiet alles Neue, alles werdende, alles was auf die gesellschaftlichen Verhältnisse und das Geschick der Völker von Einfluß ist.“

„Es wird der Gegenstand ernster Studien sein, und Sie Herr Arnold werden zu denen gehören, die diese neuen Wahrheiten vertiefen und erläutern.“

„Ich möchte es, aber ich verzweifle oft an meinen geringen Fähigkeiten.“

„Sie sind begabt und Sie treibt kein selbstisches Interesse;“ Barr legte mit einem Gemisch von Güte und Milde seine weiße

schlanke Hand über die gebräunte des Jüngern; „ich kenne Sie genau Arnold, es lebt in Ihnen, gleichsam als eine Grundleidenschaft ihres Wesens, etwas von dem Gemeinsinn, den unsere heidnischen Altvordenen dereinst besessen haben und der nun zugleich mit einer neuen Weltanschauung wieder aufsteht.“

„Weil diese neue Weltanschauung in diesem Gemeinsinn wurzelt,“ rief Arnold lebhaft; „sie ist die Erkenntnis, daß der Mensch selbstbestimmend in sein Leben eingreift, aber daß nur durch ein Zusammenwirken aller Kräfte jene notwendigen Verbesserungen und Bedingungen gesellschaftlichen Lebens bewirkt werden können, und daß nur die also verbündete Menschheit den Kampf aufnehmen kann, gegen ihren einzigen aber gewaltigen Feind, gegen die Natur.“

„Und diese neue Weltanschauung wird, wie alle neuen Ideen ihre Märtyrer haben,“ sagte Barr mit einem ernsten Lächeln; „doch keiner von uns wird von dieser Bühne abtreten, ohne ein Stück Arbeit geleistet zu haben; es ist nur zu bedauern, daß bei dieser Arbeit so wenige durchaus unabhängig und frei sind.“

„Ich werde es sein,“ versetzte Arnold mit Bestimmtheit.

Barr legte den Kopf in die aufgestützte Hand und erust und ruhig sah er in das erregte Gesicht des Jüngern.

„Täuschen Sie Sich hier nicht, Arnold. Geist und Charakter machen unter unsern gegenwärtigen Verhältnissen einen Menschen nicht frei, es ist nur das Geld, es ist nur die bevorzugte Stellung.“

„Es wird nicht an dem einen und nicht an dem andern fehlen; mein Vater wird dafür sorgen.“

„Der Mann, den Sie Vater nennen, besitzt allerdings ein bedeutendes Vermögen und er nimmt in der Gesellschaft einen ersten Rang ein, aber Sie sind nicht sein legitimer Sohn.“

„Er hat keinen andern und er wird kaum jemals ein legitimes Kind haben, denn seine Gattin kränkt und die Ärzte geben ihr keine Hoffnung auf Nachkommenschaft.“

„Wenn auch; nach unserem bürgerlichen Gesetzbuch besitzt ein Vater nicht das Recht, sein außereheliches Kind zu adoptiren und ihm sein Vermögen zu hinterlassen.“

„So ist es, aber diese unnatürlichen Bestimmungen des altrömischen Rechts, die es einem Manne verbieten, seinem Erzeugten seinen Namen zu geben, erkennen ihm gleichwohl das Recht zu, mit seinem fünfzigsten Jahre jedes fremde Kind zu adoptiren. Mein Vater hat dies Alter noch nicht erreicht, ja ich glaube, es fehlen ihm noch mehrere Jahre dazu, aber sobald er es erreicht hat, wird er, indem er mich verleugnet, meine Adoption durchsetzen. Ich bin außer seinem Hause erzogen, ich trage den Namen meiner Mutter, und man wird seine Vaterschaft nicht beweisen können.“

Barr lächelt. „Und unzähligemal wird man dem Gesetz in dieser Weise eine Nase gebreht haben, aber bei Leuten von Rang und Titel dürfte dies doch nicht so leicht sein, und die Uebertragung der freiherrlichen Krone auf einen bürgerlichen Doktor wird der Genehmigung des Landesherrn bedürfen und von seiner besondern Gnade abhängen.“

„Baron Reinthal hofft auch diese zu erhalten. Ich selbst strebe nicht darnach, ich wünsche es nicht einmal, ich wäre dann vielleicht durch Rücksichten gebunden; was ich allein wünsche ist, daß mein Vater mir die Mittel an die Hand gäbe, mich unabhängig zu machen. Er wird dies tun, denn“ — seine Stimme sank zu einem Flüstern herab und ein schmerzliches Lächeln umzuckte seinen Mund — „er hat viel gut zu machen mir gegenüber.“

Barr ergriff in liebevoller Teilnahme abermals Arnolds Hand. „Die alte Geschichte, nicht wahr, Arnold? ein Cavalier, der ein junges, unerfahrenes Mädchen verführt hat.“

Dieser schüttelte den Kopf. „Nicht so ganz. Es war hier von zwei ganz jungen Leuten ein echter Herzensbund geschlossen worden. Die Briefe, die sie miteinander gewechselt, sind in meinem Besitz, und sie bezeugen es. Seine Sprache darin ist von einem wahrhaft bestridenden Zauber. Voll Glut, ermangelt seine Zärtlichkeit doch nicht der Ehrfurcht, und der damals erst Zwanzigjährige schwört dem Mädchen seiner Wahl Liebe und

Treue fürs ganze Leben. Aus Marie Lesebres Briefen leuchtet anfänglich ein so stillverschämtes Glück, ein so unschuldiges Vertrauen, das aber alsbald zu einer heißen Leidenschaftlichkeit sich steigert. Sie liebt ihn mit Fanatismus. Er wollte ihr alles sein, und er ist ihr alles geworden; er durfte fordern, und so ist's denn gekommen, daß ihr zu geben nichts mehr übrig blieb.“

Arnolds Stimme klang eigentümlich bewegt, als er nach einer Pause fortfuhr: „Wer wünschte nicht so geliebt zu werden, und nur so erscheint mir die Liebe des Weibes in ihrer ganzen Hingebung und Größe. Aber der Mann, dem ein solches Glück zuteil geworden, hat eine große Schuld übernommen, die er nur dann abtragen kann, wenn er das Wesen, das eins mit ihm geworden, mehr liebt als sich selbst. Mein Vater mußte diese Verpflichtung gefühlt haben, und als sie ihm anvertraute, daß sie sich Mutter fühle, erneuert er seine Versprechungen, sie auch vor der Welt zu seiner Gattin zu machen, sobald er majoren geworden und imstande sein werde, eigenwillige Verfügungen zu treffen. Leider machte ein Befehl seines Vaters zu der Zeit seine Entfernung nötig, und so mußte er sich von seinem Weibe trennen.“

„Marie Lesebre wohnte damals mit ihrer Mutter zusammen, die Sprachlektionen erteilte, und Baron Reinthal war der Schüler der letzteren gewesen?“ fragte Barr.

„Ja, aber meine Großmutter hatte dies Verhältnis niemals begünstigt. Aus den Briefen geht hervor, wie zwischen den Liebenden alles heimlich verabredet wurde, und das Verhältnis ist ohne ihr Wissen eingeleitet und, wie es scheint, gegen ihren Willen fortgesetzt worden. Auch in den Briefen, die meine arme Mutter jetzt an den fernem Geliebten richtet, und um ihn weint, klagt sie wiederholt über die Härte der Ihrigen. Das arme junge Herz muß damals unsäglich gelitten haben, und sie beschloß in Schmerzen und Tränen ihr kurzes Leben — sie ist bei meiner Geburt gestorben.“

Arnold schwieg. Ein Seufzer stieg über seine Lippen.

Elisa stand noch immer an der Thür, unbeweglich, wie unter einem Banne. Ihr Herz klopfte, ihre Wangen braunten. Jedes seiner Worte war ihr bis in die Seele gedrungen, sie brachten ihr die Offenbarung einer Liebe, die sie noch nicht gekannt. Und er hatte von dem hohen Glück gesprochen, das sie den Menschen bringt, und sie hing an seinen Lippen, an seinen Augen, wie er das sagte, und sie glaubte an dies Glück.

Auch Barr hatte eine Weile geschwiegen, jetzt fragte er voll ernstem Interesses: „Und wie benahm sich hierauf Ihr Vater?“

„Ueber den Vorgängen aus jener Zeit schwebt ein geheimnisvolles Dunkel, das ich bisher nicht zu lichten vermochte. Das Datum der Briefe Baron Reinthals reicht nicht bis zu jener Zeit, wo die Niederkunft erwartet wurde, und ich weiß auch nicht, wie er die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren und die Mutter in Lebensgefahr schwebte, entgegengenommen hatte. Ich wußte in den Tagen meiner Kindheit nichts von ihm. Ich blieb bei der Großmutter und die sprach mir nie von meinem Vater, sie nannte mir nicht einmal seinen Namen. Als ich älter wurde und diesbezügliche Fragen an sie stellte, setzte sie ihnen einen finstern Blick und ein hartnäckiges Schweigen entgegen. Auch über die letzten Tage meiner Mutter erfuhr ich nichts, und als ich später meinen Vater kennen lernte und Aufklärungen von ihm begehrte, bat auch er mich, ihn nicht an eine Zeit zu erinnern, die den bittersten Schmerz seines Lebens in sich schließe. Es mochte ihn wohl manches bedrücken, und feis auch nur der Kummer, daß er ihr sein Versprechen nicht halten, ihr nicht die Liebe zurückzahlen konnte, die sie ihm geweiht bis zu ihrem letzten Atemzuge.“

Er ist tief in ihrer Schuld geblieben.

Ich vermag das Verhalten meines Vaters nicht genau zu beurteilen, aber ich kann und will nicht glauben, daß er sein Kind im Stich gelassen, daß er sich jeder Sorge dafür entäußern wollte; ich vermute vielmehr, daß meine Großmutter mich ihm nicht ausliefern wollte, da sie den Mann haßte, den sie als die, wenn auch nur indirekte Ursache des Todes ihrer Tochter angesehen hat; kam es mir doch oft vor, als haßte sie auch mich.

Es war viel Leidenschaft und Stolz in dieser alten Frau, und das Elend, die immer zunehmende Dürftigkeit, in der wir lebten, hat diesen nicht niederbeugen können.

So hat sie denn auch jede Hilfe, jede Unterstützung des Vaters zurückgewiesen.

Endlich begann sie zu kränkeln. Es war bisher ihre Absicht gewesen, mich studiren zu lassen; ich sollte Jurist werden, ich sollte die Geseze kennen lernen, um mich jeder Ungerechtigkeit erwehren zu können; die gute alte Frau, sie wußte wohl nicht, daß diese selbst so viele Ungerechtigkeit enthalten. Nun aber, wo sie so mühselig verdiente, und uns kaum das Leben zu fristen vermochte, mußte sie diese Lieblingsidee aufgeben. Ich trat aus der Schule und kam zu einem Tischler in die Lehre.

Noch ein Jahr trug sie all die Mühmal des Lebens, dann waren ihre Kräfte aufgebraucht.

Jetzt erst, ich war fünfzehn Jahr alt geworden, hatte sie mir jene Briefe eingehändigt, die mir einigen Aufschluß über meine Eltern brachten und mir die hochherzige Gesinnung, die Reinheit meiner Mutter verbürgten.

Sie wurden mir dadurch zu einem köstlichen Vermächtnis. Eine heiße sehnsüchtige Bärtlichkeit brannte damals in meinem Herzen auf. Zum erstenmal beweinte ich den Tod meiner Mutter, und zum erstenmal fühlte ich das Bedürfnis, geliebt zu werden und wieder zu lieben. Aber eine Sterbende streckte mir ihre eifrige Hand entgegen, und so sollte ich denn bald ganz verlassen sein.

So mochte es wohl gekommen sein, daß den armen Bur-schen, der in der weiten Welt niemanden hatte, den er lieben durfte, jene große Liebe für die Allgemeinheit ersaßte, und daß derjenige, der selbst bitter von der Armut litt, die Armen und Unterdrückten so fest an sein Herz schloß.

„Und Ihre Großmutter starb, ohne den Baron wieder-gesehen zu haben?“

„Es war einige Stunden vor ihrem Tode, da ließ sie mich plötzlich aus der Werkstatt holen.

Als ich an ihr Bett trat, zog sie mich an sich und küßte mich. Ich bemerkte Spuren von Tränen an den fahlen ein-gefallenen Wangen und ihr Körper bebte wie vor innerer Er-regung.

Arno, sagte sie, ich habe soeben das Schwerste für dich ge-tan, was ich mir auferlegen konnte, vor einigen Tagen noch hätte ich es nicht für möglich gehalten, aber man wird schwach, wenn man stirbt, schwach, schwach! wiederholte sie einigemal. Dann nahm sie von ihrem Nachtschisch einen bereits geschlossenen Brief und hielt ihn mir hin: Schreibe die Adresse darauf, meine Hände können es nicht mehr. Ich gehorchte und ergriff die Feder. An die Baronin Klona Reintal, diktirte sie. Es war die Gattin meines Vaters, der, wie sie mir vor einiger Zeit gesagt, seit Jahren verheiratet war. Als ich geschrieben, langte sie aufs neue nach dem Brief und besah ihn lange.

Er wird verhindern, daß du im Elend verkommst — er wird dir deinen Vater wiedergeben, murmelte sie. Es bedurfte also nur eines Briefes, eines Wortes von ihr, um Vater und Kind zusammen zu führen, und sie hatte so lange damit ge-zögert. Und jetzt noch — ich sah sie ringen mit ihrem Stolz — bereute sie nicht schon wieder? — Krampfhaft umschloß sie den Brief und ihre zitternden Finger begannen ihn zu zerknit-tern. Großmutter, bat ich, gib mir den Brief, ich möchte meinen Vater so gerne kennen lernen. — Du sollst ihn kennen lernen, ächzte sie. — Aber warum hast du nicht an ihn selbst geschrieben? fragte ich noch. Es ist besser so, lispelte sie, und ließ sich kraftlos in die Kissen zurücksinken.

Ich eilte auf die Post; als ich zurückkam, traf ich die alte Frau im Zustande der Agonie. So war denn die Versöhnung der Augenblick des Sterbens gewesen. Sie atmete noch einige Stunden, aber das Bewußtsein war ihr nicht wiedergekehrt.

„Und dieser Brief hat in der That einem bisher verlassenen Kinde den Vater gewonnen?“

„So ist es; Großmutter war seit acht Tagen begraben, da

berief mich eine Karte in das erste Hotel von Solenbad. Ich fand dort eine äußerst elegante Dame und einen schönen Mann, der mich neugierig betrachtete und mich über meine Verhältnisse auszufragen begann. Die Jugendlichkeit dieses Mannes ließ den Gedanken, er könne mein Vater sein, nicht aufkommen; ich selbst hatte bereits ein jüngerlinghaftes Aussehen. Er nannte sich einen Freund meines Vaters, der ihn beauftragt habe, mich nach Wien zu bringen. Ich sollte dort einen Beruf erwählen, der mir besser zusagen würde, ich sollte studiren. Der Vor-schlag entzückte mich. Ich sah die Möglichkeit vor mir, aus niedern, drückenden Verhältnissen mich zu befreien, um an der Befreiung anderer arbeiten zu können. Dieser Gedanke besiegte jeden Einwand, den ich hätte erheben können. Ich ging mit ihnen.

Erst später enthüllte sich mir mein Gönner zugleich als mein Erzeuger, ohne daß unsere Beziehungen dadurch einen andern Charakter angenommen hätten. Nur nach und nach rückten wir uns näher. Ich fand ihn schön und liebenswürdig, voll Geist und Noblesse, ich bewunderte ihn. Er mochte es fühlen, und es schien ihm wohl zu tun.

So entwickelte sich zwischen uns etwas wie Freundschaft. Ich kam nun öfter in sein Haus. Ich sah seine Gemahlin wieder, die mir reservirt, fast mit einer gewissen ängstlichen Scheu gegenüberstand, die ich mir nicht zu erklären wußte. Baron Reintal versicherte mich, daß sie, die unser wahres Ver-hältnis kannte, einer Adoption keineswegs entgegen sei, ja diese sogar wünsche.

Um diese durchzusetzen, bedarf es aber, wie Sie, verehrter Freund wohl wissen, einiger Vorsicht.

Seit ich den Doktorgrad erworben, zeigt mein Vater ganz öffentlich das Interesse, das er für mich gefaßt, aber er ver-schweigt unsere natürlichen Beziehungen.“

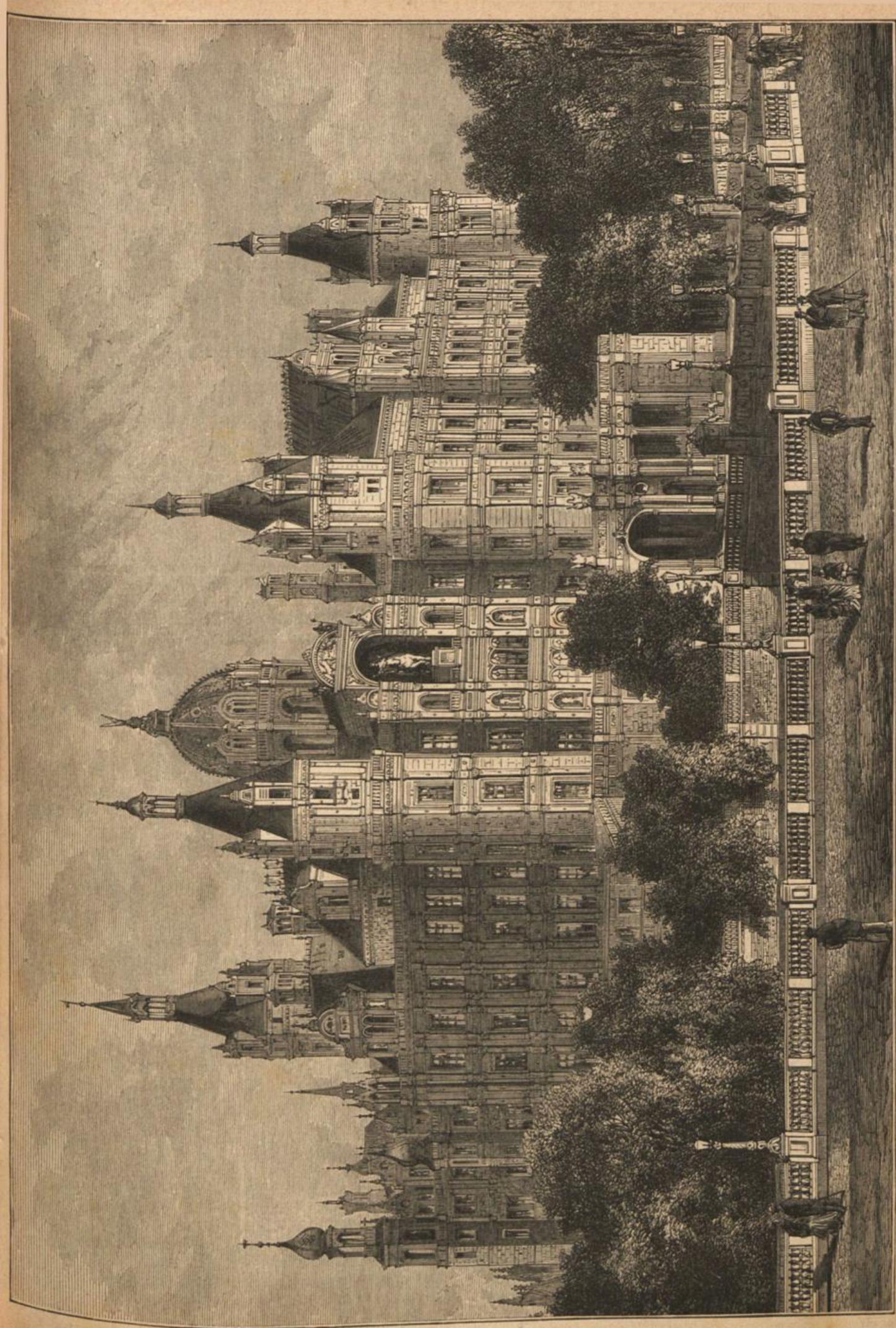
„Ich begreife das. Ihr Vater hat nicht anders als korrekt gehandelt. Und wenn man seine Jugend, seine Abhängigkeit, die Vorurteile seines Standes, gegen die er anzukämpfen hatte, inbetracht zieht, so kann man ihm auch aus seinem früheren Verhalten kaum einen Vorwurf machen. Er ist durchaus Kava-lier. Aber glauben Sie, Arnold, daß ein solcher Ihre Be-strebungen versteht, daß er sie billigen und unterstützen werde?“ Es lag etwas Sarkastisches in dem Ton, in welchem Varr diese Frage stellte.

„Mein Vater ist kein Reaktionär,“ versicherte Arnold leb-haft. „Er gehört der Opposition an, er ist freiheitlich und fort-schrittlich gesinnt. Uebrigens habe ich ihm aus meinen Ueber-zeugungen, aus den Prinzipien, die mich zum Handeln bewegen, niemals ein Hehl gemacht. Er kennt dieselben, und wenn er sie auch nicht völlig teilt, so sucht er sie doch nicht zu bekämpfen. Ich sagte ihm einmal, daß ich es vorzöge, ein simpler Arbeiter und unabhängig in meiner Gesinnung zu sein, als in einer hohen Stellung, die mich zum vollstreckenden Werkzeug einer mir fremden Meinung machte. Er lachte und nannte mich einen Idealisten. Aber zugleich sprach er den Wunsch aus, daß ich reisen möchte. Ich sollte mich in der Welt umsehen, mich ein wenig in den Strudel des Lebens stürzen, damit ich nicht zu ernst und melancholisch würde, ich sollte die Gesellschaft kennen lernen. Sie wissen bereits, wie sehr dies mit meinen eigenen Intentionen übereinstimmt.“

„Gewiß Arnold, aber die Welt und die Gesellschaft, die er meint, ist jedenfalls die vornehme Welt und die gute Gesell-schaft.“

Arnold hatte ein fröhliches Lachen, in dem wieder ganz sein jugendlich unbekümmerter Sinn hervortrat.

„Erraten, Herr Varr, und ich will auch diese kennen lernen. Ich habe zu diesem Zwecke hinlängliche Empfehlungen. Es ist der alte Abel, die Erbgesessenheit, zu der ich da Zutritt er-halte, aber die Neuen, zu denen wir gehören, interessieren mich auch in der Fremde weit mehr; Sie, teurer, väterlicher Freund, stehen mit manchem unter ihnen, und es sind die bedeutendsten Geister, in Verbindung. Ich bitte Sie nun, mich an diese zu weisen, sie sollen mir Führer sein und Berater.“



Das großherzogliche Residenzschloß in Schwerin (Seite 55.)

„Gerne,“ rief Barr, und er erhob sich.

Auch Arnold war aufgestanden.

Elisa schrak in die Höhe. Ihr schien es, als ob die Herren sich der Tür näherten, und ohne sich über ihr Tun Rechenschaft geben zu können, stoh sie in lebender Hast vor ihnen hinweg.

Sie huschte über den weichen Teppich und zur Tür hinaus.

Jetzt war sie im Garten, und als sie inne hielt, um Atem zu schöpfen, bemerkte sie den Salzarbeiter Georg, der sie gleichfalls gesehen, und von der Bank, auf der er zuwartend gesessen, rasch aufgesprungen war.

Sie blickte ihn groß, verwundert an, wie jemand, der aus einem Traum erwacht und sich der Wirklichkeit wieder gegenübersieht.

Er hat den Hut vom Kopf genommen, aber er bewegt sich ihr nicht entgegen. Ein dunkle Wolke steigt in sein blaßes Jünglingsgesicht und färbt es lebhaft.

So vergeht eine Minute des Zauderns von ihrer, schüchternen Zaghaftigkeit von seiner Seite. Dann ruft sie plötzlich „Georg!“ und rasch, als dränge sich, was ihr das Herz erfüllt, unaufhaltsam auf ihre Lippen:

„Ich bin so glücklich heute!“

Sanft errötend, jungfräulich schön und glückbewußt sieht sie vor ihm. So glaubt er sie noch nie gesehen zu haben.

Er blickt in das liebevolle, bewegte Antlitz und ihre Wonne wird zu der seinigen.

Eine Blutwelle drängt sich ihm zum Kopf und Herzen, dem auslöchernden Feuer gleich. Er atmet kaum unter dem Aufruhr dieser Sinne, der ihm blitzartige Empfindungen und Vorstellungen erzeugt, die er nicht auszudenken vermag.

Was ist mit ihr vorgegangen — und was mit ihm selbst?

„Er ist mit Ihnen hierhergekommen — Sie kennen ihn Georg?“

„Ihn,“ seine Lippen sprechen es mechanisch nach.

„Den fremden Herrn — Arnold —“ mit unendlicher Weichheit spricht sie den Namen aus, so Klangrein und ein wenig verschämt.

Er fühlt einen stechenden Schmerz, er trifft ihn kalt und scharf ins Herz, aber er gibt ihm die Bestimmung wieder. Seine Wangen erhalten ihre gewöhnliche Blässe.

„Sie haben ihn gesehen, Fräulein?“

„Ja.“

„Und gesprochen?“

„Ich blieb nur an der Tür, ich lauschte dort; er erzählte dem Papa die Geschichte seines Lebens,“ sie trat dem Jüngling einen Schritt näher und sagte im Tone einer reizenden Vertraulichkeit: „Georg, ich habe Sie oft bekümmert gesehen, jetzt dürfen Sie es nicht mehr sein; er ist Ihr Freund, und er wird alles Gute zur Wahrheit machen.“

„Das kann er nicht, denn das kann nicht Einer.“ Jäh, in rauher Zurückweisung, fast bebend kam es von den Lippen des Arbeiters.

Elisa sah ihn mit den dunklen Augen an, die noch in Begeisterung erglänzten.

Er wandte sich ab, er wollte ihr nicht mehr ins Gesicht sehen.

Er wußte jetzt, wie es ihr ums Herz war, und zugleich hatte er entdeckt, wie es um das seinige stand.

Aber diese plötzliche Erkenntnis brachte ihm ein heftiges Weh. Scham und Reue, Zorn und Sehnsucht durchtobten ihn.

Seit er vor einem Jahre das blonde Mädchen gesehen, hatte er einen Eindruck empfangen, der sein ganzes Leben durchdrang; mit Elisa war dem armen Jungen etwas wie die Poesie des Daseins aufgegangen. Er hatte sie auf sich wirken lassen, ohne darüber nachzudenken. Nun wußte er, daß er dem Mädchen nichts war, daß es ihm nichts sein konnte, und so war sein Gefühl eine Unnatürlichkeit, eine Lächerlichkeit, und er empfand diesen Zustand als eine Schmach.

(Fortf. folgt.)

Winterleben der Tiere.

(„Hären“, „Maufern“, Farbenveränderungen, Winterschlaf, Wanderungen.)

Von Realschullehrer Otto Lehmann.

Es sind in dem Leben der Pflanzen und Tiere verschiedene von den Zeitverhältnissen abhängige Abwechslungen zu bemerken, wodurch dieses Leben gleichsam in einen früheren Zustand seiner Bildung zurückkehrt, ohne daß es aufhörte, in seiner Bahn fortzuschreiten. Diese Wechsel gehen zwar von einem einzelnen Organ aus, verbreiten sich aber über das gesammte Leben und erscheinen entweder in einem bestimmten Zeitraume, der mit Abwechslungen in dem Stande unseres Erdkörpers zusammentrifft, oder in unbestimmten Zwischenräumen, und werden vorzüglich in einer Veränderung der Beziehungen zur äußern Welt sichtbar. Die Abwechslungen in den Richtungen des Lebens zeigen sich bald als freiere Aeußerung der Kräfte, als regerer Verkehr mit der Außenwelt, bald aber ist das Leben von der Außenwelt gleichsam geschieden, um in das Innere zurückzulehren. Es ist ein Wechsel von Tätigkeit und Ruhe. Auch der flüchtigen Beobachtung zeigen sich diese Abwechslungen in ihrer genauen Uebereinstimmung mit den regelmäßigen Veränderungen der Erde. Auffallend ist sie in dem Leben der Pflanzen und im Tierreiche überall, wo der Verkehr mit dem Luftkreise besonders tätig ist, bei den Insekten, bei den Vögeln, deren Schlafen, Singen, Fressen, Begatten, Maufern und Wandern an bestimmte Zeiten gebunden erscheint. Die Veränderungen des Erdkörpers, die ihren Einfluß auf das Leben der Pflanzen und Tiere äußern, sind der tägliche Umlauf der Erde, der sich in dem Gegensatze von Tag und Nacht und im Gegensatze der Tageszeiten zeigt, und die jährliche Bewegung um die Sonne, deren Ergebnis der Wechsel der Jahreszeiten ist. Den Erscheinungen, in welchen der tägliche Umlauf der

Erde sich offenbart, entsprechen bei den Pflanzen und Tieren das Hervortreten des Lebens nach außen oder die Rückkehr des Lebens in das Innere, Wachen und Schlafen; aber nicht immer fallen diese Wechsel mit den ähnlichen Abwechslungen in den Verhältnissen des Erdkörpers in der Zeit zusammen, da z. B. manche Pflanzen um Mittag, andere am Abend, andere in der Nacht erwachen, und manche Tiere am Tage sich zurückziehen und nur in der Nacht die regte Lebenstätigkeit offenbaren. Ebenso tritt der Einfluß der von den Tageszeiten abhängigen Erscheinungen des Lichts und der Wärme und der regelmäßigen Veränderungen im Wasser- und Luftmeere, bei den Pflanzen in abwechselnden Zuständen der Blüten und Blätter, bei dem Menschen in Veränderungen des Blutlaufs, der Wärmeezeugung, der regelmäßigen wie der krankhaften Absonderungen, der Atmungsbeziehung und der gesammten Sinnentätigkeit hervor. Mannichfaltiger und durch eigentümliche Wirkungen ausgezeichnet ist der Einfluß des jährlichen Umlaufs der Erde und des Wechsels der Jahreszeiten auf das gesammte Leben der Pflanzen und Tiere und auf einzelne Lebensverrichtungen. Betrachten wir das Pflanzenleben, so zeigt es sich überhaupt als ein jähriges Leben, da es bei einigen Gewächsen auf ein Jahr beschränkt ist, bei andern jährlich neue lebendige Teile entstehen. Hier ist im Sommer der über die Erde hervorragende Teil in voller Lebenstätigkeit im Gegensatz zu der in der Erde lebenden Wurzel, wogegen im Winter, wenn der Stamm ganz oder zum Teil abstirbt, in der Wurzel allein das Leben sich regt und in ihr neue Bildungen vorbereitet werden. Es ist eine Rückkehr zu der ursprünglichen, in der Wurzel beginnenden Lebensent-

wicklung, die vollständig bei denjenigen Pflanzen hervortritt, welche ihren Stamm im Herbst verlieren und im Frühling einen neuen aus der Wurzel hervortreiben; teilweise hingegen ist der Wechsel, wenn der Stamm zwar fort dauert, aber seine Lebenstätigkeit abnimmt, seine Blätter absterben und früher oder später abfallen. Nur bei den immergrünen Gewächsen dauert das Leben der Blätter mehrere Jahre lang, und wenn die älteren endlich absterben, werden sie nicht vermisst, weil sie durch das frische Leben der jüngeren ersetzt werden; eine Erscheinung, die in dem feinsten Gewebe dieser Blätter, ihren zähern Säften, ihren harzigen Bestandteilen oder auch in dem geringen Umfange ihrer Oberfläche begründet sein mag. Bei der Rückkehr der warmen Jahreszeit wird dann die von der Wurzel aufgenommene Nahrung zerlegt, um den Stamm neu zu beleben.

Ähnliche, wenn schon nicht so auffallende Erscheinungen treten uns auch im tierischen Leben entgegen. Die Veränderungen, die mit der Abwechslung der warmen und kalten Jahreszeit in Verbindung stehen, sind mehr oder minder allgemein unter verschiedenen Tierklassen und beziehen sich auf die Veränderung der Hautbedeckung und deren Farbe, auf die aus Vorgefühl hervorgehende Sorge für ihre Nahrung, auf eine Veränderung des Wohnorts und endlich auf eine mehr oder weniger vollständige Unterbrechung der Lebenstätigkeit während des Winters. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit zunächst der jährlich wiederkehrenden Erscheinung zu, die in Uebereinstimmung mit dem Wechsel der Jahreszeiten in Veränderungen der Hautbedeckung hervortritt.

Hat die Natur den Menschen auch dadurch von der Tierwelt abge sondert, daß sie ihm keine eigentümliche Hautbedeckung gab und es ihm überließ, nach dem Klima, nach den Jahreszeiten und nach seinen Beschäftigungen sich eine Bekleidung zu wählen, so verließ sie dagegen den Tieren eine Bedeckung, die für ihre Zustände und Gewohnheiten paßt. Diejenigen Tiere, welche in warmen Gegenden leben, haben daher eine sehr dünne Haarbedeckung, während die der nördlichen Polarländer in dichte Pelze gehüllt sind. In Spanien und Syrien haben Hunde und Schafe ein feines, büschelartiges und seidenartiges Haar, der sibirische Hund und der isländische Widder ein langes und starres. In noch wärmeren Gegenden wird die Hautbedeckung noch dünner und die Tiere sind fast nackt, wie die Hunde in Guinea, die Schafe in Indien. Die Hautbedeckung der Tiere, die in kalten Gegenden wohnen, unterscheidet sich aber auch in anderer Beziehung wesentlich von der Hautbedeckung der Bewohner warmer Länder. Die Schweine in warmen Gegenden haben bloß Borsten, die der ganzen Familie eigen sind, aber in kalten Ländern ist die Haut zunächst mit einer feinen gekräuselten Wolle bedeckt, über welche die langen Borsten hervorstehen. Das Bliß der Schafe in Spanien, England, Deutschland und andern Ländern unter gleichem Himmelsstrich besteht bloß aus Wolle; in Island und andern nördlichen Gegenden ist die Wolle mit langen Haaren vermischt, die dem Bliß auf den ersten Blick ein grobes Ansehen geben. Die jetzt lebende Art des Nashorns und der Elefant der südlichen Länder haben fast gar keine Haarbedeckung, wogegen diejenigen Tiere dieser Gattungen, welche früher im mittlern und nördlichen Europa lebten, und deren Ueberreste jetzt in verschiedenen Schichten der Erdrinde gefunden werden, langes Haar und eine dicke, kurze, gekräuselte Wolle hatten. Das Klima übt einen mächtigen Einfluß auf die Absonderung in den Gefäßen des Körpers jener Tiere, worin eben die Ursache der Zunahme oder der Verminderung ihrer Hautbedeckung zu suchen sein mag. Diesen Einfluß des Klimas auf die Hautbedeckung der Tiere bemerkt man auch bei dem Wechsel der Jahreszeiten in allen gemäßigten und kalten Erdgegenden. Im Winter wird die Bekleidung dichter und verändert oft auch ihre Farbe.

Beobachten wir unsere Haustiere vor dem Eintritte des Winters, so können wir die Veränderung in ihrer Bedeckung leicht bemerken. Die Hautbedeckung wird nicht nur erneut, sondern auch dichter und länger. Dies zeigt sich auffallend bei denjenigen vierfüßigen Tieren, die während des Winters außer

dem Hause leben und allen Abwechslungen der Witterung ausgesetzt sind; aber selbst bei denjenigen, die im Winter im Hause wohnen, wird der Pelz länger und dichter, je nachdem die Wohnung mehr oder weniger warm ist. Das Rindvieh an den Secklüften hat ein kürzeres und dünneres Haar, als dasjenige, welches in höheren Gegenden lebt. Je länger der Winter in einem Lande dauert, desto länger dauert auch das Winterhaar; so erscheint es bei dem Bisamochsen an der Hudsonsbai in Nordamerika unmittelbar nach dem Ausfallen des vorjährigen, und bei dem Berghafen dauert es in der Schweiz sechs bis sieben Monate, in Lappland und in Norwegen zehn Monate, in Grönland das ganze Jahr. Nach der Verschiedenheit des Klimas ist auch die Bekleidung der Tiere verschieden; in warmen Ländern ist das neue Haar von gleicher Beschaffenheit mit dem alten, und in den kältesten Ländern der Unterschied bedeutender als in gemäßigten, wie denn z. B. das Winterhaar der Pferde in Deutschland von dem Sommerhaare nur etwas verschieden, in Norwegen aber sehr lang und zottig ist. Wenn aber die winterliche Bedeckung der Tiere in gemäßigten Erdgegenden im Sommer sich nicht veränderte, so würde sie in der wärmeren Jahreszeit unbequem werden; daher wird bei der Annäherung des Sommers der dicke Pelz nach und nach abgeworfen. Dieses „Hären“ der Tiere findet zu verschiedenen Jahreszeiten statt, nach der körperlichen Beschaffenheit derselben und nach dem Grade der Wärme. Bei dem Maulwurf ist es gegen Ende des Monats Mai vorüber. Die Wolle der Schafe, wenn man sie abfallen läßt, wird selten vor Ende des Juni abgeworfen. Wenn der Anfang des Winters sehr milde ist, so bemerkt man, daß der Pelz langsamer zunimmt, weil das Tier keine dichtere Bekleidung braucht; sobald aber die Kälte steigt, werden die Haare stärker und länger. Dies geschieht zuweilen außerordentlich schnell bei Hasen und Kaninchen, deren Pelz selten eher dicht wird, als vor dem ersten Schneee oder Frostwetter. Unter den Vögeln sorgt die Natur auf ähnliche Weise für das Schneehuhn, das vor dem Eintritt des Winters eine warme, bis zu den Zehen reichende Bedeckung der Füße erhält. Ungeachtet der Uebereinstimmung dieser Veränderungen mit Abwechslungen in dem Zustande der Erde, sind jedoch jene nicht die Wirkungen von diesen, sondern die bildende Kraft des innern Lebens, durch ein Vorgefühl der Ereignisse bestimmt, wirkt auch hier, um dem Tiere Schutz zu geben.

Das „Maufern“ der Vögel ist gleichfalls eine Vorbereitung für den Winter, dem Hären der vierfüßigen Tiere ähnlich. Während des Sommers ist das Gefieder der Vögel vielen Zufällen ausgesetzt, ja bei verschiedenen Vögeln werden die Federn sogar ausgerupft, um ihre Nester auszufüttern. Vor Eintritt des Winters fallen aber die alten, zumteil verstümmelten Federn aus und werden durch neue ersetzt. Die Vögel scheinen während des Mauferns sehr schwach zu sein, und waren sie früher nicht gesund, so sterben sie leicht während dieser Veränderung. Sie bedürfen einer wärmeren Temperatur und gegen das Ende der Mauferzeit einer reichlichen Nahrung. Einige, die schnell maufern, z. B. die wilden Gänse, bringen diese Zeit in Schlupfwinkeln zu, da sie mehr von dieser Veränderung angegriffen werden und eine Zeitlang nicht fliegen können, während diejenigen, die langsam und jährlich zweimal maufern, weniger Beschwerden fühlen. Diese gänzliche Erneuerung des Gefieders gibt den Vögeln eine vollkommene Winterbekleidung und setzt sie in den Stand, der rauhen Jahreszeit zu widerstehen.

Die Verschiedenheit der Farbe der Hautbedeckung im Sommer und im Winter zeigt sich auffallend sowohl bei Säugetieren als bei Vögeln. Der Alpenhase oder Berghase (*Lepus variabilis*), den man z. B. in den nordischen Hochgebirgen findet, hat im Sommer eine bräunlich-graue Farbe, die sich aber vom September an allmählich in Schneeweiß umwandelt. So bleibt sie während des Winters und wird im April oder Mai wieder dunkler. Eine ähnliche Veränderung findet man bei dem Hermelin. Im Sommer hat sein Pelz eine rötlichbraune Farbe, im Herbst wird er gelblich und im Norden im November schneeweiß. Diese Winterbekleidung liefert das kostbare Her-

melinpelzwerk. In den ersten Frühlingsmonaten wird die weiße Hautbedeckung mit Braun gefleckt, bis sie im Mai wieder die Sommerfarbe annimmt. Bei einigen Tieren werden die hellern Farben im Winter noch bleicher, wie bei den Reintieren und Rehen; die schwarzbraune wird hellbraun, mit Grau gemischt bei dem Elen, die rötlichbraune wird graubraun bei dem Hirsche. Unter den Vögeln sind solche Veränderungen der Farbe des Gefieders sehr häufig und haben die Naturforscher nicht selten verleitet, Vögel einer Gattung für verschiedene Arten zu halten. Das Schneehuhn (*Tetrao lagopus*) hat in den nordischen Hochgebirgen im Sommer ein aschgraues Gefieder mit kleinen dunkeln Flecken und Streifen. Im Winter verschwindet die dunkle Farbe, und das Gefieder wird ganz weiß. Ist der Winter sehr gelinde, so ist diese Veränderung zuweilen nur unvollkommen, und es bleiben nur einige dunkle Flecken zurück. Im Frühling wird das Wintergewand wieder gefleckt und der Vogel verliert viel von seiner Schönheit. Auch das erste Gefieder der Jungen ist wie bei den Alten und wird bei Annäherung des Winters weiß. Bei den Wasservögeln hat man ähnliche Veränderungen der Farbe des Gefieders bemerkt. So hat das schwarze Taucherhuhn im Sommer eine rußig-schwarze Farbe mit einem weißen Fleck auf den Flügeln, im Winter aber verschwindet die schwarze Farbe und das Gefieder erhält aschgraue Flecken auf weißem Grunde. In nördlichen Gegenden, z. B. in Grönland, wird dieser Vogel im Winter ganz weiß. Bei manchen Vögeln bemerkt man eine solche Veränderung nur in einem kleinen Teil des Gefieders. So hat der Alk (*Alca*) während des Sommers schwarze Flecke am Kopfe und Halse, im Winter aber werden diese Teile grauweiß. Auch gibt es mehrere Vögel, bei welchen eine Verschiedenheit in der Farbe des Gefieders im Sommer und Winter stattfindet, wiewohl sie nicht so auffallend ist, als in den angeführten Beispielen. Die Sommerfarbe ist glänzend und lebhaft, die Winterfarbe dunkel.

Diese Umstände müssen zu der Frage führen, woher diese Veränderungen der Farbe in der Hautbedeckung entstehen. Einige Naturforscher haben geglaubt, daß diejenigen vierfüßigen Tiere, welche wie der Berghase und das Hermelin im Winter weiß werden, ihr Haar zweimal im Jahre abwerfen; im Herbst, um den Sommerpelz, und im Frühling, um den Winterpelz abzuliegen.

Diese Meinung scheint jedoch keineswegs durch wirkliche

Beobachtungen unterstützt zu werden, und ebensowenig kann man einen Grund dafür in ähnlichen Erscheinungen im tierischen Leben finden. Beobachten wir, wie das menschliche Haupthaar bei Annäherung des Alters grau wird, so bemerken wir leicht, daß diese Veränderung nicht durch Wachsen eines neuen Haars von weißer Farbe, sondern durch eine Veränderung der Farbe des alten Haars entsteht. Aus diesem Umstande können wir die Folgerung ziehen, daß die Umwandlung der Farbe bei den Haaren der Tiere im Winter aus einer Veränderung der Farbe jener Absonderungen in den Haarzwiebeln, welche das Haar nähren, oder vielleicht dadurch entsteht, daß die Absonderung eines färbenden Stoffes vermindert wird oder ganz aufhört. Entstände die Veränderung der Farbe durch das Wachsen neuer Haare, so müßte bei denjenigen Tieren, welche in ihren Haaren verschiedene Uebergänge von Farben zeigen, — wie z. B. das Hermelin, im Frühling von Weiß durch Gelb in Braun, — das Haar mehrmals im Jahre abgeworfen werden. Aber wie entsteht die Veränderung bei den Vögeln? Wir haben gehört, daß das junge Schneehuhn anfänglich ein geflecktes Gefieder hat, wie das alte. Es wird weiß im Winter und wieder gefleckt im Frühling; es müßte daher, wenn die Veränderung der Farbe durch Mausern entstände, dreimal binnen zehn Monaten neue Federn erhalten. Dies wäre ein Aufwand von Lebenskraft, den schwerlich ein Vogel aushalten könnte. Ausgewachsene Vögel müßten unter jener Voraussetzung zweimal mausern. Man darf daher annehmen, daß die Veränderung der Farbe in den alten Federn vor sich geht, da sie von dem gewöhnlich jährlichen Mausern der Vögel unabhängig ist. Ueberdies bemerken wir auch, daß die Farbe anderer Teile der Vögel, z. B. der Füße und des Schnabels, sich nach den Jahreszeiten verändert. Somit bei diesen Theilen eine Veränderung in den färbenden Absonderungen stattfindet, kann es auch bei den Federn sein. Diese Meinung wird auch durch Beobachtungen unterstützt. Ein britischer Naturforscher untersuchte einen zu Ende des Februar geschossenen Alk, der am unteren Teile des Kopfes noch das weiße Wintergefieder hatte, während die Federn am Halse schon dunkler geworden waren, unten und in der Mitte eine schwarzlichgraue Farbe, an den Spitzen aber immer noch die weiße hatten und der Uebergang von der schwarzen zur weißen durch die graue Farbe ging.

(Schluß folgt.)

Kulturkampf sonst und jetzt.

Von Wilhelm Blos.

Die Stärke der großen kirchlichen Gemeinschaften besteht darin, daß sie es verstanden haben, ihre Interessen mit denen der jeweiligen Regierungen in Einklang zu bringen. Die eigentümliche Beschaffenheit der meisten Staaten hat dies leichtgemacht. Denn fast überall ruht die Regierungsgewalt in den Händen einiger wenigen Personen, die nur dadurch in ihren politischen Handlungen beschränkt sind, daß sie bei gewissen Angelegenheiten die Zustimmung der Parlamente einzuholen haben; in sehr wenigen Staaten nur nimmt die Masse der Staatsbürger selbst an der Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung Teil. Wo dies letztere der Fall ist, da ist die Macht der Kirche gewöhnlich nur eine geringe, denn die Masse der Staatsbürger ist nicht geneigt, die Staatsgewalt den Interessen der Kirche dienstbar zu machen. Umgekehrt fühlt sich eine Regierung, die aus wenigen bevorzugten Personen besteht und die gesammte Staatsgewalt in sich konzentriert, immer versucht, für ihre Stellung gegenüber der Masse überall Stützen zu suchen und die Kirche ist stets gern bereit, eine solche Stütze, für die entsprechenden Gegendienste, abzugeben.

Dieses Verhältnis mußte ein sehr wechselvolles sein, je nach den Gesinnungen und Interessen der Regierungen und der kirch-

lichen Gemeinschaften. Die Kirchen der zivilisirten Völker traten in ihren Anfängen auf als einfache Parteien, als religiöse Sekten, deren Programm ihre religiösen Dogmen und Traditionen waren. Je nach den Zeitumständen und nach der ihnen innewohnenden historischen Berechtigung gingen diese Parteien im Strudel der Zeitkämpfe wieder unter, oder sie erstarbten und gewannen an Boden. Gewöhnlich trat ihnen die bestehende Staatsgewalt erst entgegen, da sie eben mit dem alten Religionsystem verbündet war, das durch die neue Parteiung gestürzt werden sollte. War diese mächtig genug, den Berfolgungen seitens der ursprünglich herrschenden Gewalten zu widerstehen, und gewann sie Anhang in den Massen, so waren die Regierungen stets flug genug, dem neuen Religionsystem dieselben Rechte einzuräumen, wie dem alten, oder gar das alte zu Gunsten des neuen aufzugeben. Indem der Staat die Offenbarungen anerkannte und unter staatlichen Schutz stellte, erhob er die kirchlichen Gemeinschaften über die anderen politischen Parteien, indem er ihnen ein Machtvolle verlieh, die jene nicht besaßen. Der Staat ließ seinen mächtigen Arm, um die religiösen Dogmen gegen die Angriffe der Freigeister und der kezerischen Kritik, wenn nötig, mit materiellen Mitteln

zu verteidigen. Der Staat leistete den kirchlichen Gemeinschaften allen möglichen Vorschub zur Verbreitung ihrer Lehren; er verpflichtete jeden seiner Bürger, einer der staatlich anerkannten Religionsgenossenschaften beizutreten, und erst die neueste Zeit hat die Konfessionslosigkeit gestattet; das wichtige Amt, die Geburten und Todesfälle aufzuzeichnen und darüber Buch zu führen, kam in die Hände der Kirchenvertreter, die damit die entsprechenden kirchlichen Zeremonien verbanden. Die Heirat, ihrem ganzen Wesen nach ein bürgerlicher Vertrag, ward schon frühzeitig zu einem kirchlichen Akt gemacht, und bis in die neueste Zeit hatte die Kirche die Bedingungen für die Vollziehung dieser Verbindung vorzuschreiben. Sie taufte die Neugeborenen und begrub die Toten. Sie drang in die Bildungsanstalten ein und der Staat stellte Lehrer an, welche die kirchlichen Glaubenssätze in den Schulen verbreiten mußten. Sie verband ihre Dogmen mit der staatlichen Erziehung. Der Staat stellte ihr große Gebäude her, wo ihre Lehren den versammelten Gläubigen vorgetragen wurden. Die Theologie ward auf den staatlichen Hochschulen gelehrt, und es wurden die Lehrer und Prediger der Kirche in Staatsbeamte verwandelt, die auf Staatskosten erhalten wurden.

In den meisten Ländern ist die Reihe dieser von der Kirche im Laufe der Zeit erworbenen Rechte vielfach durchbrochen worden; in anderen bestehen sie noch so ziemlich unangetastet.

Aus kleinen Anfängen entwickelten sich solchergestalt die kirchlichen Gemeinschaften zu Organisationen von staunenswerter Machtfülle. Der „Prophet“ Mohammed dachte in seinen kühnsten Träumen wohl schwerlich daran, daß seine Lehre noch mehr als ein Jahrtausend nach seinem Tode einst so bedeutende Länderstrecken in Asien, Afrika und Europa bedecken würde. Und die Verfasser der Evangelien ahnten ebensowenig, daß das, was sie mit unsicherer Hand niederschrieben, die Grundlage bilden würde für die mächtigste kirchliche Organisation der Erde.

Die christliche resp. katholische Kirche wurde bald so mächtig, daß sie in vielen Staaten selbst die Regierung teils ganz in die Hand bekam, teils so beeinflusste, daß auch nur der Priester die Fäden dieser gewaltigen Organisation in der Hand hielt. Der Einfluß des Papstes wurde so mächtig, daß es Zeiten gab, da Deutsche, Franzosen, Engländer, Spanier u. s. w. dem Papst in Rom in allen politischen wie kirchlichen Dingen weit mehr gehorchten als ihren eigenen Regierungen. Man muß, um dies zu begreifen, in Betracht ziehen, daß zur Zeit der höchsten Macht des Papsttums die Masse der Völker unter unsäglich elenden Zuständen lebte. Die Möglichkeit einer irdischen Befreiung aus ihrem Jammer schien ihnen ausgeschlossen, und sie hofften deshalb auf das Jenseits. Da die Kirche auf Erden die Anweisungen auf die ewige Seligkeit auszustellen hatte, so war ihr Einfluß und ihre Machtfülle bei den Massen sichergestellt.

Sobald die Kirche dem Staate gegenüber eine selbständige und furchtbare Macht geworden war — wir haben hier die historische Entwicklung der christlichen Kirche im Auge — begannen auch die Kämpfe zwischen Staat, d. h. Regierung, und Kirche. Obwohl aufeinander angewiesen, um zu bestehen, konnten die beiden Faktoren sich doch häufig nicht vertragen, da die Kirche soviel Eigentum als möglich an sich nahm und dadurch die Rechte und Befugnisse des Staats in ähnlicher Weise paralysierte, wie es heute die moderne Geldmacht tut.

Die Kämpfe zwischen den beiden Gewalten wurden mit abwechselndem Erfolge geführt. Man sah Päbste auf der Flucht und Kaiser im Kirchenbann. Die deutschen Kaiser unternahmen ihre Römzüge, und die Päbste stellten in Deutschland Gegenkaiser auf. Die Kämpfe zwischen der Staatsgewalt und der Kirchenmacht erfüllten Occident und Orient mit Feuer, Blut und Schrecken.

Aber die Kirche behauptete sich, weil niemand es wagte, ihre Vorrechte anzutasten. Sie versiel indessen jenem historischen Gesetz, nach welchem jede allzu groß gewordene Macht mißbraucht wird und dadurch das allgemeine Mißvergnügen so sehr hervorruft, daß sie schließlich zu Fall kommt.

Die katholisch-christliche Hierarchie des Mittelalters lastete mit einem furchtbaren Druck auf den Ländern. Wir erinnern an die Inquisition, an den Ablass, an die zahllosen Abgaben und Steuern, die von der Geistlichkeit dem Volke auferlegt waren, an die Herrschaft einzelner mächtiger Priester, an das Elend überhaupt, das unter der Herrschaft von „Junker und Pfaff“ über Deutschland und die meisten europäischen Länder kam und das selbst wohlmeinende Kaiser nicht ändern konnten.

Da erstand der Kirche ein anderer Feind, der weit mächtiger war als Kriegsheere; es erhob sich eine Reihe von kühnen und begabten Männern, welche als „Reformatoren“ die in der Kirche herrschenden Mißbräuche einer schonungslosen Kritik unterzogen. Wiclif, Huß, Savonarola begannen den gewaltigen Bau der Weltherrschaft des Papsttums zu unterhöhlen; ihnen folgten die Humanisten Erasmus von Rotterdam, Reuchlin und Ulrich von Hutten, die vor der großen Reformation dasselbe taten, was später die Encyclopädisten in Frankreich vor der großen Revolution, und endlich erschien der Mann, dessen Donnerwort den Fels Petri erbeben machte, Martin Luther.

Luther war ein politisch kluger Reformator. Er verstand deutsche Fürsten für seine Lehre zu interessieren, denn die mit der Einführung des Protestantismus verbundenen Eigentumsveränderungen waren ein vortreffliches Reizmittel. Die Reformation befestigte sich. Sie schuf eine neue Kirche mit demselben Glaubenseifer wie die alte. Das große Schisma brachte statt zwei streitender Gewalten deren drei, und der nächste Erfolg waren blutige Kriege, von denen einer dreißig Jahre lang Deutschland verheerte und während dessen Deutschland der Tummelplatz für die Heere aller Länder Europas war.

Die Anhänger beider Kirchen wüteten gegen einander. Dabei wurden fleißig Hexen verbrannt und Teufel ausgetrieben.*)

Der Protestantismus, der schneller als jede andere kirchliche Parteiung zur Macht gelangt und staatlich anerkannt war, brachte die kirchlichen Vorrechte nur in einer anderen Form zum Ausdruck.

Im 18. Jahrhundert begannen dagegen jene Bestrebungen, die Kirche unter die Macht des Staates zu beugen, die man so gerne zu dem heutigen „Kulturkampf“ in Vergleich bringt. Die Entwicklung der Naturwissenschaften, welchen der geniale Copernikus eine so breite und sichere Bahn eröffnet hatte, lieferte die Basis für jene kühne und geistreiche Philosophie des 18. Jahrhunderts, die alles kirchliche Wesen schonungslos angriff. Voltaire, Helvetius, Holbach, Diderot, d'Alambert schlugen dem Dogmenwesen tiefe und unheilbare Wunden. Diese Philosophie war schon weit über die Reformation hinausgeschritten, und ihre Pfeile richteten sich nicht etwa nur gegen eine Kirche, sondern gegen den Glauben und das kirchliche Wesen überhaupt. Die höheren Klassen der Gesellschaft, ebenso blasirt als leichtfertig, namentlich in Frankreich, fanden den witzelnden Skeptizismus der Voltaireschen Schule interessant und spielten mit dem Feuer, das sie verschlingen sollte. So kam die materialistische und antikirchliche Anschauungsweise in die Mode. Die Massen, dürftig unterrichtet, begriffen wenig davon; sie erschienen erst später handelnd auf der welthistorischen Bühne. Aber der antikirchliche Zug war so stark, daß er selbst Fürsten erfaßte, wie Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II. Es ist nicht uninteressant, den Kulturkampf jener Zeit mit dem heutigen zu vergleichen.

Friedrich II. war bei seiner Vorliebe für das Französische auch von Bewunderung für die französische Philosophie erfüllt. Er war ein Vertreter jenes Regierungssystems, das man den „aufgeklärten“ oder „erleuchteten“ Despotismus nannte; er wollte die absolute Fürstengewalt beibehalten, aber in freisinniger und für das Volk nützlicher Weise von ihr Gebrauch machen.

*) Es ist interessant zu lesen, wie in Deutschland die letzte „Hexe“ zu Landshut 1756 in Gestalt eines 14jährigen Mädchens verbrannt wurde; in der Schweiz verbrannte man die letzte Hexe 1782, und noch 1823 wurde in Holland zu Delden mit einer „Hexe“ die „Wasserprobe“ vorgenommen.

Dies widerspruchsvolle politische System bedarf keiner weiteren Kritik; man sieht auf den ersten Blick, daß von den persönlichen Eigenschaften des Herrschers alles abhängt, ein System, das einem Lande vielleicht zeitweilig, aber nie auf die Dauer heilsam sein kam. Im übrigen nahm Friedrich II. die aus anderen Ländern vertriebenen Angehörigen „kezerischer“ Religionsgemeinschaften in seinen Ländern auf und erfüllte damit bis zu einem gewissen Grade sein Wort: „In meinen Staaten kann jeder nach seiner Façon selig werden“; er war im ganzen der Geistlichkeit nicht hold, da sie sich aber in die Verhältnisse zu schicken wußte, ließ er sie innerhalb ihrer Machtphäre ungestört. Bald nach seinem Tode gewann der Pietismus in Preußen wieder dominierenden Einfluß.

Ungleich weiter ging sein Bewunderer und Nachfolger Joseph II., dessen Kulturkampf ein um so schwierigeres Unternehmen war, als Joseph fast über lauter katholische Länder herrschte. Joseph war schon seit 1763 Mitregent seiner Mutter Maria Theresia und mußte bis zum Tode derselben das päpstliche Regiment ertragen, welches für die Regierungszeit Maria Theresias charakteristisch ist. Joseph hatte neben unbestreitbaren Tugenden auch große Fehler an sich; er war von leidenschaftlichem Verlangen nach kriegerischem Ruhm erfüllt und hätte in seiner Sucht, Baiern an Oesterreich zu bringen — „der Abvundung halber“ lautete das schöne Motiv — Deutschland mehrmals nahezu in verheerende Kriege gestürzt. In diesem Punkt war seine fromme Mutter klüger als er. Als er 1780 alleiniger Herrscher seiner Staaten wurde, ging er sofort mit einer Reihe von grundstürzenden Neuerungen vor. Er hob die Leibeigenschaft auf und erließ 1781 das berühmte Toleranzedikt, welches die Protestanten den Katholiken der Habsburgischen Monarchie völlig gleich stellte. Die Klöster, von denen Oesterreich wie von einem großen Spinnenetz bedeckt war, wurden um die Hälfte verringert, die der Bettelorden sämtlich aufgehoben. Die Wallfahrten wurden beschränkt; ferner richtete man ein Generalseminar für die Ausbildung katholischer Theologen ein, die Joseph von dem römischen Stuhl ganz unabhängig zu machen bestrebt war. Auch die Zensur ward abgeschafft.

Man sieht, Joseph ging ziemlich energisch vor. Aber sein „Kulturkampf“ war nur ein halbes Werk. Denn wenn er die Klöster als überflüssige Institution ansah, warum ließ er die Hälfte derselben bestehen? Er traf mit seinen Maßregeln wohl einige der äußeren Wirkungen, welche die Machtstellung der Kirche mit sich brachte, aber die Quellen der kirchlichen Macht ließ er unberührt. Er erhob sich nicht zu dem Gedanken, daß wahre Religions- und Gewissensfreiheit nur da bestehen kann, wo allen religiösen und sonstigen Ueberzeugungen volle Freiheit der Aeußerung gegeben ist, aber ohne daß eine oder die andere vom Staate bevorzugt wird und dies dann benützt, um die anderen zu unterdrücken und zu verfolgen. Der Kampf Josephs gegen Rom blieb daher ohne sonderliche Bedeutung. Denn da der Katholizismus nach wie vor die herrschende Staatsreligion war, so wollte es doch wenig bedeuten, wenn in einzelnen amtlichen Aktenstücken die Parole „Los von Rom!“ ausgegeben wurde.

Diese Reformen, die, im Lichte ihrer Zeit betrachtet, auch wenn sie von oben kamen, eine Reihe von kühnen Neuerungen enthielten, wurden in vielen Kreisen schon von vorneherein dadurch unpopulär, daß sie auf Grund der absoluten Fürstengewalt eingeführt wurden. Denn Joseph war ein Vertreter des „aufgeklärten Despotismus“; er war ein entschiedener Gegner alles konstitutionellen Wesens und auf die möglichste Befestigung der absoluten Regierungsgewalt des Monarchen bedacht. Dadurch empfand man bei der Einführung der Joseph'schen Reformen so recht, wie viele Pflichten und wie wenig Rechte das Volk in Oesterreich hatte.

Joseph war in seinen Staaten gar nicht so sehr beliebt, wie hössische Geschichtsschreiber glauben machen wollen. Denn zunächst erbitterte er dadurch, daß er seine nach Sprache, Sitten, Abstammung, Nationalität so verschiedenen Länder alle nach dem gleichem Schema regieren und aus der österreichischen Monarchie einen zentralistischen Einheitsstaat machen wollte. In den nieder-

ländischen resp. belgischen Provinzen, die damals noch österreichisch waren, achtete er die alten Rechte der Stände gar nicht, obgleich er die „Joyeuse entrée“ (fröhlicher Einzug) beschworen hatte, welche seine belgischen Provinzen vom Gehorsam gegen ihn entband, sobald er die Zustimmung der Stände bei seinen Neuerungen nicht einholte. Sodann wollte Joseph über die Güter der aufgehobenen Klöster ganz allein bestimmen und erbitterte dadurch die Belgier noch mehr. Gewalttaten, wie die skandalöse Behandlung des Kaufmanns Honds in Brüssel, konnten unter Josephs Regierung ganz ungestraft vor sich gehen.

Auch das Toleranzedikt blieb zum größten Teil nur ein interessantes Aktenstück. Die Regierung Josephs war nicht frei von religiösen Verfolgungen. Wenn man Leute fand, welche weder dem Katholizismus noch dem Protestantismus angehörten, so wurden sie strenge und grausam verfolgt. In Böhmen und Mähren gab es einige harmlose Sekten, die als Deisten bezeichnet wurden; es waren also keine „Agläubigen“. Wenn diese sich nicht bekehren ließen, so belamen sie Stockprügel; man steckte die Männer in die Armee oder man „verpflanzte“ die Familien nach Siebenbürgen und Galizien. Kinder wurden von ihren Eltern getrennt, das Glück von Tausenden mutwillig zerstört.

Es sei hier nur ein Belegstück angeführt. In einem mährischen Dorfe hatte man drei Familien entdeckt, welche weder Katholiken noch Protestanten waren, aber an einen „allmächtigen Geist“ glaubten, der Gnade spenden und nach dem Tode eine Vergeltung der Handlungen im Leben eintreten lasse. Diese armen Menschen wurden in langwierige Untersuchungen verwickelt; zunächst wollte man sie des Landes verweisen; kämen sie zurück, so sollten ihnen — nach dem Beschlusse des Kreisamtsverwesers zu Brünn — Nasen und Ohren abgeschnitten werden. Dann beschloß man sie zu bekehren, und wenn das nicht ginge, sie als Deisten zu behandeln und ihnen ihre Kinder abzunehmen. Da die Behörden sich nicht einigen konnten, riefen sie die Entscheidung des Kaisers an. Diese erfolgte am 19. August 1786 und lautete wörtlich:

„Diese sind lediglich wie die Deisten zu behandeln; denn ob man einen Gott ohne Religion oder eine Religion ohne Gott behauptet, so ist eines so absurd wie das andere. Indes sind die Männer mit vierundzwanzig Stockstreichen, und die Weiber mit vierundzwanzig Rutenstreichen zu belegen, weil sie sich unterstanden haben, sich so zu nennen und sie sind dann nach Hause zu schicken. Sollten sie dennoch in ihrem Irrtum hartnäckig beharren, und sich zu keiner Frequentierung eines oder des anderen Gottesdienstes der geduldeten Religionen herbeilassen wollen, so sind sie ohne weiteres nach dem Beispiel der Deisten an das Militär nach Ungarn zur Verteilung abzugeben, ihre Häuser und Grundstücke aber müssen während der Minderjährigkeit ihrer sämtlichen zurückbleibenden Kinder durch eigens bestimmte Vormünder besorgt werden, sowie auch die Herrschaft auf den Unterricht und die Verpflegung dieser Kinder zu sehen haben würde. Der Kreisverweser Stephan aber, der von Nasen- und Ohrenabschneiden redet, und aus dessen Untersuchung nichts als Unsinns- und Dummheit hervorleuchtet, ist von seinem Verweseramte zu entlassen, auch ist dem Subarnet gemässenst zu verweisen, daß er diesen Menschen zum Kreisamtsverweser auswählet, ihn zu einer solchen Untersuchung ausgeschiedt und anstatt die ausgefallene Relation zu Rechte zu weisen und die Verächtigung derselben aufzutragen, es vielmehr seine Meinung darauf gefaßt habe.“

Nun, man weiß nicht, ob die Trennung der Familien nicht eben so schlimm ist, wie Nasen- und Ohrenabschneiden. Der Erlaß Joseph II. ist so charakteristisch, daß eine Kritik überflüssig ist.

Und das unter der Herrschaft des Toleranzedikts, welches „Duldung in allen Religionsachen“ aussprach!

Diese Dinge und noch manches Aehnliche machten die Völkern Massen dem „Reformkaiser“ abgeneigt, und einzelne Anekdoten, wie vom Bauer, dem Joseph den Pflug abnahm, um selbst zu pflügen, konnten ihn nicht beliebter machen. Man sah die seltsame Erscheinung, daß sich von den Bischöfen und sonstigen

kirchlichen Würdenträgern mehrere völlig auf die Seite der Reformen stellten, während das Volk ihnen feindlich gegenübertrat. Das letztere kam zum großen Teil auch daher, daß die Reformen zu plötzlich und ohne jede Vorbereitung eingeführt wurden und daß im Verhältnis zu dem Stand der Volksbildung zu viel auf einmal geboten wurde.

Alle diese Dinge wirkten zusammen, um das Reformwerk Josephs scheitern zu machen. Die Belgier empörten sich und schüttelten das österreichische Joch ab; die Ungarn hätten das selbe getan, wenn Joseph nicht nachgegeben hätte. Er starb 1790 und sah seine Schöpfungen noch untergehen.

Es ging in jener Zeit ein eigentümlicher Zug antikirchlicher Gesinnung durch Europa, der die Regierungen ein Stück weit mit sich fortriß. Der Papst Clemens Ganganelli hob 1773 den Jesuitenorden auf, nachdem die Jesuiten aus Frankreich durch die Pompadour, aus Portugal durch Pombal vertrieben worden waren. Die Fürsten benutzten diese Gelegenheit, um die Macht der Geistlichkeit zu schwächen. So Maximilian Joseph III. von Baiern, welcher beiläufig sein Land auch dadurch heben wollte, daß er befahl, man müsse in jedem Hause durch heben wollte, daß er befahl, man müsse in jedem Hause sich mit — Spinnerei beschäftigen, Kinder nicht ausgenommen.

In der französischen Revolution traten begreiflicherweise bald antikirchliche Tendenzen zutage. Nach Annahme der Verfassung von 1791 verpflichtete man die Geistlichen, die Verfassung zu beschwören. Sehr viele weigerten sich und wurden deshalb heftig verfolgt. Man führte in Frankreich die Civilehe und die Civilstandsregister ein; auch wurde die Ehescheidung sehr erleichtert. Der Fehler, den man in der französischen Revolution beging, war der, daß man die eidweigernden Priester heftig und grausam verfolgte. Man erweckte dadurch in den Volksmassen eine Sympathie für sie, die sie vorher kaum besaßen, und wer den Verlauf jener Umwälzung genau studirt, wird finden, daß in der Masse damals mehr religiöse Gesinnung vorhanden war, als man bei oberflächlicher Betrachtung glauben sollte. Die französische Demokratie machte die alte Erfahrung von neuem, daß dem wegen einer Ueberzeugung Verfolgten überall Sympathien erwachsen. Die Verfolgung der Priester wirkte mit, den furchtbaren Bundeekrieg zu entzünden, welcher die Republik an den Rand des Verderbens brachte.

Man schaffte den alten Kultus ab, setzte aber an dessen Stelle einen neuen, den Kultus der Vernunft, mit Ceremonien und öffentlichen Aufzügen. Robespierre setzte an Stelle dessen den Kultus des höchsten Wesens wieder ein. So war die französische Revolution auch auf dem alten Prinzip stehen geblieben und hatte die staatliche Anerkennung und Bevorzugung einer Religion, eines Kultus beibehalten. Nur der Kultus selbst erfuhr mannigfache Veränderungen, bis Napoleon I. den Katholizismus als Staatsreligion wieder einführte und das bekannte, heute noch unter der dritten Republik bestehende Konkordat mit dem römischen Stuhl schloß, ein Vertrag, der noch unter dem Konsulat eingegangen wurde und der französischen Staatsgewalt ein wesentliches Uebergewicht gegenüber der kirchlichen Macht verleiht.

Vergleicht man mit diesen Tatsachen den „Kulturkampf“ von heute, so muß derselbe auch in den Augen seiner exaltirtesten Anhänger — und solcher gibt es viele — sehr an Bedeutung verlieren.

Zunächst vergesse man nicht, daß der neue deutsche „Kulturkampf“ in einem Lande unternommen worden ist, das vierund-

sechzig Prozent Protestanten und dreiunddreißig Prozent Katholiken unter seiner Bevölkerung zählt. Insofern hatte es Preußen leichter als Oesterreich und Frankreich. Die Ausnahmegegebung im Kulturkampf richtete sich wesentlich gegen die katholische Geistlichkeit und ihre Abhängigkeit vom römischen Stuhl. Was man sonst schuf, war alles nicht neu; Civilehe und Civilstandsregister, Beschränkung des Einflusses der Geistlichkeit in den Schulen u. s. w. Man sieht, in dem preussischen Kulturkampf wurde unter sehr günstigen Verhältnissen nur das gewagt, was andere unter ungünstigeren Verhältnissen fast ein Jahrhundert früher auch gewagt hatten.

Man verfolgte den sogenannten „Ultramontanismus“ durch Ausnahmegeetze und hat ihn dadurch binnen zehn Jahren zur stärksten Partei in Deutschland gemacht, die jetzt in den gesetzgebenden Körperschaften dominiert. Die Minderheit der Katholiken diktiert der Mehrheit der Protestanten Gesetze. Das ist der Erfolg dieses Kulturkampfes. Daß man ihn jetzt eingestellt hat, beweist nur, daß man selbst einsah, wie verfehlt er war.

Man sieht, wie alle Regierungen, welche einen „Kulturkampf“ — um bei dieser einmal eingebürgerten Bichowschen Phrase zu bleiben — in denselben Fehler verfielen. Man greift wohl die Herrschaft an, die sich die Kirche innerhalb des Staats errungen hatte, aber man veränderte nur die Formen dieser Herrschaft. Man schränkte die Macht eines Kultus immer nur zu Gunsten eines andern ein, was auch die französische Revolution tat.

So lange es ein Staatskirchentum gibt, wird der Einfluß desselben auf die öffentlichen Angelegenheiten immer annähernd derselbe sein; er wird nur zeitweilig durch die Energie der Regierung vermindert, durch ihre Schwäche vermehrt werden.

Glaubens- und Gewissensfreiheit haben mit diesen Dingen gar nichts zu tun. Wenn wir uns vom kirchlichen Druck — sei es nun der der katholischen, der protestantischen oder einer anderen Kirche, — befreien wollen, so kann es sich nicht darum handeln, welcher Kultus vom Staat und der Gesetzgebung am meisten bevorzugt werden soll; das wäre weiter nichts als ein Religionskrieg in anderer milderer Form.

Freiheit und Gleichberechtigung in kirchlichen und religiösen Dingen ist dann vorhanden, wenn alle religiösen Gemeinschaften ohne Ausnahme unter die gleichen Gesetze gestellt werden, wie alle anderen Vereinigungen. Warum sollen religiöse Vereinigungen mehr Vorrechte haben als Turnvereine, Schützenvereine, Rechtsschutzvereine, literarische Vereine u. s. w.? Selbstverständlich haben dann diese Vereinigungen auch die Kosten ihres Kultus selbst zu tragen; die ganzen Ausgaben für die Kirchengemeinschaften, die ganzen Kultusbudgets würden also wegfallen.

Das wäre Glaubens- und Gewissensfreiheit für alle, und die „kirchenpolitische Frage“ wird auch nicht eher gelöst sein, bis man sich dazu entschließt. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden sich annähernd in solchem Zustande, und man wird nicht behaupten wollen, daß die festen Grundlagen jenes riesigen Gemeinwesens dadurch jemals erschüttert werden könnten. Wer einem religiösen Kultus huldigen will, kann es drüben ungehinderter tun als bei uns. Die Befriedigung religiöser Bedürfnisse wird dadurch also sicherlich nicht verümmert.

Wie immer bisher, ist auch im preussischen Kulturkampf die Kirche nicht besiegt worden. Der Staat kann nicht auf der einen Seite ihr Herr werden, wenn er sich auf der anderen zu ihrem Diener macht.



„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge.“ (Seite 75.)

Aus Eduard Grühners Falstaff-Cyklus.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)



Falstaff und Frau Bluth. (Seite 75.)

Aus Eduard Grügners Falstaff-Cyklus.

(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Moderne Schicksale.

Novelle von Carl Gorkh.

(2. Fortsetzung.)

5. Die rote Mappe.

Mistress Jonston hatte ihre Toilette beendet. Sie ging an einen Koffer, nahm eine rote Mappe heraus und verschloß denselben wieder.

Sie legte die rote Mappe auf den Tisch, zog die Handschuhe an und betrachtete, ehe sie hinausging, eine kleine Photographie, die in einem goldenen Medaillon, das sie an einer Kette um den Hals trug, verwahrt war.

Sie stellte das Bild eines alten, greisenhaften Mannes vor. „Mein Vater,“ sprach sie leise vor sich hin, „das Andenken an dich hält mich aufrecht! Dein Segen begleitet mich und wird mich beschützen, wenn das Laster und die Bosheit mir Schlingen legen. Der Blick auf deine granddurchzurchten Züge stärkt stets von neuem meine Kraft.“

Sie küßte das kleine Bild, schloß das Medaillon wieder und steckte es in den Gürtel ihres Kleides. Dann nahm sie die Mappe, verließ ihr Zimmer und stieg die Treppe hinab.

„Ist ein Wagen für mich da?“ fragte sie den Portier, der ihr artig aus seiner Loge entgegentrat.

„Unser Hotelwagen wird für Sie angespannt, gnädige Frau,“ antwortete jener, „er muß sogleich vorfahren; belieben Sie einzuweichen in den Speisesaal einzutreten!“

Dabei öffnete er die Glastür und ließ Mistress Jonston eintreten, hinter welcher sich die Tür sogleich wieder schloß, da der Portier auf seinen Posten zurückkehrte.

Mit den durch den Justizrat zu ergreifenden Maßregeln in Gedanken beschäftigt, ging sie mit gesenktem Kopfe arglos bis in die Mitte des Saals und wollte sich auf einen Sessel niederlassen, um die Meldung des Portiers, daß der Wagen bereit sei, zu erwarten.

Senger hatte die Eintretende sogleich bemerkt, ohne daß sie von dem Dazwischenen Notiz nahm.

„Sie selbst,“ murmelte er, „jetzt gilt’s!“ Er stand auf, trat ihr einige Schritte näher und machte ihr eine höfliche Verbeugung.

Mistress Jonston, die durch das Geräusch seiner Schritte erst aufmerksam gemacht wurde, daß sie sich nicht allein befand, erschrak sichtlich, als sie Senger vor sich sah, und wandte sich wieder der Tür zu.

Er kam ihr zuvor, indem er durch eine rasche Wendung den Platz zwischen ihr und der Glastür gewann; er verneigte sich noch einmal und redete sie zwar artig, aber doch mit festem Tone an: „Wollen Sie mir heute entschließen, da Sie doch gestern —“

In Mistress Jonstons Innern kämpften Furcht und Abscheu, sich mit dem verhaßten Manne hier plötzlich unerwartet und allein gegenüber zu stehen.

„Wo sind die Leute des Hotels?“ rief sie absichtlich laut, teils um dieselben wirklich herbeizurufen, teils um durch den starken Ton ihrer Stimme ihre Angst zu verbergen.

„Brauchen wir denn Zeugen?“ sagte er halblaut und trat noch einen Schritt näher.

Sie wich ebenso zurück.

„Geben Sie mir Raum,“ fuhr sie fort, „oder Sie zwingen mich, ein ähnliches Aufsehen zu veranlassen, wie gestern.“

„Sollte es denn keine Verständigung zwischen uns geben?“ fragte er sanft.

Sie verlor immer mehr die Fassung; auf einen Ausbruch des Hasses wäre sie vorbereitet gewesen, der milde Wohlklang seiner Stimme verwirrte sie in um so höherem Grade, als er ihr unerwartet kam.

„Also doch ein Zugeständnis, daß Sie mich kennen,“ sagte sie mit vor Erregung zitternder Stimme, „gestern schienen Sie Lust zu haben, mich verleugnen zu wollen.“

„Wußte ich es denn nicht? Wozu öffentlich bekennen, was uns beide kompromittirt hätte?“

„Uns beide kompromittirt?“ rief sie entrüstet, sich mit ihm

in eine Kategorie gestellt zu sehen, „ich wüßte nicht, was ich zu scheuen hätte?“

„Als Tochter Ihres Vaters dächte ich doch viel!“

Die Erwähnung ihres Vaters gab ihr die volle Fassung wieder. Kräftig richtete sie sich auf, warf stolz das schöne Haupt zurück und hielt ruhig seinen Blick aus.

„Mein Vater!“ rief sie mit steigendem Affekt, „der Gedanke an ihn befeelt mich stets zu Mut und Kraft! Ja, mein Herr, ich bin hier, um Genugthuung zu fordern für das Unrecht, das Sie an meinem Vater einst begingen, und Ersatz für den ihm zugefügten Raub, wodurch Sie uns ins Elend stießen!“ Sengers Blick streifte ihr elegantes Aeußere.

Das Kleid von silbergrauem Seidenstoff und der schwarze Sammetpaletot, den Mistress Jonston trug, kontrastirte allerdings scharf mit der traurigen Lage, die ihre Worte andeuteten.

„Das Elend in Sammt und Seide,“ konnte er sich nicht enthalten zu sagen, „scheint nicht allzugroß zu sein!“

„Wundert Sie das?“ fuhr sie fort, „ich glaube es, denn nach Ihrer Berechnung mußten wir auf einen Standpunkt der Existenz gebracht worden sein, der es uns unmöglich machen sollte, jemals im Leben wieder aufzutreten. Aber es ist anders gekommen! Als vor acht Jahren mein armer Vater in unserer

Heimat am Rhein durch Ihre Schuld in jenen schmachvollen Bankrott getrieben wurde, der nicht nur unser ganzes Vermögen verschlang, sondern auch unseren bis dahin geachteten Namen der öffentlichen Schande preisgab, hatten Sie sich auf unsere

Kosten geschickt zu bereichern gewußt; jener schändliche Sozietätsvertrag, den mein Vater mit Ihnen, geblendet durch Ihre gleich-

nerische Verstellungskunst, geschlossen hatte, gab Ihnen als Kompagnon Gelegenheit, unumschränkt zu handeln; Sie verschwanden mit den größten Summen, und mein Vater war ein bankrotter Kaufmann. Alles hielt sich an ihn, da trotz Ihres Eintritts

die Firma nur unseren Namen trug; man bezichtigte meinen Vater sogar der sträflichen Mitwissenschaft Ihres Verschwindens und ihm drohte die Schmach eines öffentlichen Prozesses, dem er nur durch die Flucht entging. Längst hätte das Elend wohl

jede Spur von uns zerstört, wenn Gott uns nicht in einem edlen Manne, dessen Namen ich jetzt trage, im Auslande Rettung gesandt hätte; aber meinen Vater hat der Gram um die verlorene Ehre körperlich zerstört; er ist seit jener Zeit gelähmt, aber sein Geist ist frisch geblieben und kennt nur einen Gedanken: Sühne! vollste Tilgung aller Verpflichtungen, unter

denen er durch Ihren Verrat seit acht Jahren leidet! — Als nun kürzlich erst verworrene, dann immer deutlicher auftretende Gerüchte zu uns drangen, daß Sie in hiesiger Residenz in glänzenden Verhältnissen lebten, schien uns der Zeitpunkt der Vergeltung gekommen! Ist mein alter Vater auch durch sein

Leiden gefesselt, bin ich dagegen durch meine Wittwenschaft frei, und ich habe es übernommen, mit meiner väterlichen Vollmacht versehen, Sie zur Rechenschaft zu ziehen!“ Mit verschränkten

Armen hatte Senger ihr zugehört; keine Muskel seines Gesichtes zuckte, während alle Seelenzustände, welche sie mit Worten malte, in ihrem wechselvollen Mienenspiele sich deutlich aus-

prägten. Er war im Vorteil, wie stets, da er ruhig blieb.

„So lassen Sie hören, was Sie verlangen!“ sagte er kalt.

„Wie?“ stuzte sie, „Sie wollten sich gutwillig unseren Forderungen fügen?“

„Unter Umständen — ja!“

„Ich durchschaue Sie,“ rief Mistress Jonston, „aber ich bin nicht mehr das junge Mädchen, wie vor acht Jahren, sondern die durch das Leben geprüfte und erfahrene Frau; Sie wollen mich durch scheinbares Nachgeben hinfalten, aber im Geheime sinnen Sie auf neuen Verrat, doch bin ich auf alles gefaßt!“

„Und doch täuschen Sie sich,“ sagte er trübe und schlug mit schmerzlichem Ausdruck das Auge zu Boden, „Sie sagen,

„Ich durchschaue Sie,“ rief Mistress Jonston, „aber ich bin nicht mehr das junge Mädchen, wie vor acht Jahren, sondern die durch das Leben geprüfte und erfahrene Frau; Sie wollen mich durch scheinbares Nachgeben hinfalten, aber im Geheime sinnen Sie auf neuen Verrat, doch bin ich auf alles gefaßt!“

„Und doch täuschen Sie sich,“ sagte er trübe und schlug mit schmerzlichem Ausdruck das Auge zu Boden, „Sie sagen,

daß Sie nicht mehr dieselbe sind, wohlan, ich glaube Ihnen! Warum soll ich denn noch derselbe sein? Sehen Sie Sich um, wer ich jetzt bin! Geachtet von meinen Mitbürgern, geehrt von meiner Umgebung, geliebt von einer teuren, edlen Gattin, ist mir nichts von der Vergangenheit geblieben als der Name!"

Mistress Jonston war auf das höchste überrascht. Sie glaubte einen Bösewicht zu finden, und ein Reuiger stand vor ihr.

"Welche Sprache?" dachte sie bei sich.

"Soll ich an Ihr Herz appelliren?" fuhr er fort, "mehr noch, an Ihr Gewissen?"

Die Veränderung, die er zur Schau trug, verwirrte sie immer mehr. Sie blickte ihn scheu von der Seite an; in ihrem Blick lag ein aus Neugier und Ueberraschung gemischtes Interesse.

"Sie haben volles juristisches Recht, Ihren Verlust von mir zurückzufordern," bekräftigte er mit dem Tone voller Ueberzeugung, "aber Sie haben nie das moralische Recht, meine jetzige ehrenhafte Existenz durch einen öffentlichen Prozeß zu zerstören!"

Sie konnte in Gedanken ihm nicht widersprechen; es war ihr wie im Traume, sie glaubte ihn als Anklägerin zu vernichten, jetzt klagte er sie fast an.

"Wehe Ihnen," rief er beinahe drohend, "wenn die Tränen einer schuldlosen Gattin auf Ihrer Seele brennen würden!"

Leopoldinens Bild stand plötzlich im Geiste vor ihr; sie erinnerte sich, wie freundlich sie als ganz Unbekannte von der jungen Frau am Abend vorher aufgenommen worden war, das brachte sie zum Entschluß. Der Frau wegen konnte sie dem Manne, wenn auch nicht verzeihen, so doch einige Rücksicht angedeihen lassen.

"Nein, das soll sie nicht," entgegnete sie halb gerührt, "ich will nicht ein schuldloses Weib weinen machen!"

"Ich wußte es ja," dachte er im stillen bei sich, und setzte laut mit demütigster Miene hinzu: "Was verlangen Sie also, gnädige Frau?"

"Sie wissen," sagte sie, "daß kraft des Wortlauts jenes Geschäftsvertrages zwischen Ihnen und meinem Vater jeder Gewinn geteilt werden soll! Diesen von Ihnen unterschriebenen Vertrag habe ich bei mir; er befindet sich in dieser roten Mappe." —

Senger blickte scharf mit dem Ausdruck eines Raubvogels auf die Mappe, die sie unvorsichtig genug ihm entgegenhielt, und welche nach dem, was er soeben erfahren, für ihn jetzt fast noch größeren Wert bekam, als die Person der Mistress Jonston selbst. Er übersah sogleich, daß eine Sache leichter und mit weniger Aufsehen zu vernichten sei, als eine Person. Sein ganzes Interesse konzentrierte sich nun darauf, sich durch eine geschickte Machination in den Besitz der Mappe zu setzen.

"Ebenso ein Verzeichnis aller Gläubiger meines Vaters," fuhr sie fort, "die damals durch seine Flucht geschädigt wurden. Ich habe wiederholentlich diese väterlichen Schulden durch mein freilich nicht großes Vermögen, über das ich laut Testament meines Mannes volle Verfügung habe, tilgen wollen, aber mein Vater nahm es nicht an, sondern verlangt die Tilgung durch Sie, da Sie jetzt reich geworden sind und in Ihrem Besitze der meines Vaters von damals mit eingeschlossen ist! Willigen Sie hierin ein, so bin ich bereit, dies mit Ihnen zu arrangiren, — verweigern Sie es aber, so klage ich, auf den Inhalt dieser Mappe gestützt, gegen Sie und werde Sie zur Tilgung zwingen!"

"Und wie hoch beläuft sich die Summe, die nach Ihrer Anschauung zur Deckung des damaligen Defizits nötig wäre?"

"Sie übersteigt um etwas neunzigtausend Mark!" entgegnete Mistress Jonston.

"Ich wäre ein Tor," sagte er mit leichtem Achselzucken, "wenn ich um solcher Kleinigkeit willen mein gutes Renommée auf's Spiel setzen wollte! In drei Tagen steht diese Summe zu Ihrer Verfügung!"

Mistress Jonston konnte einen Ausruf angenehmen Erstaunens nicht unterdrücken; es kam alles anders, als sie erwartet hatte; so leicht zum Ziele zu gelangen, hatte sie nicht gehofft. Doch bemächtigte sich ihrer noch einmal das Mißtrauen.

Sie sprach es zwar nicht aus, doch mußte es sich wohl in ihren Zügen abspiegeln, denn er bekräftigte sein Versprechen:

"Ich wiederhole Ihnen, daß Sie in drei Tagen das verlangte Geld haben werden; eher kann ich es ohne Aufsehen nicht schaffen, denn wer hat heute so viel baares Geld gleich disponibel liegen?" — Bittend fügte er hinzu: "Sie gewähren mir die drei Tage Frist, nicht wahr?"

Sie überlegte, daß sie bei diesem kurzen Aufschub nichts wagen, noch viel weniger an ihren Rechten und Ansprüchen etwas verlieren konnte.

"Ich werde warten," sagte sie, "aber nur drei Tage!"

Der Portier trat ein und meldete der Dame, daß der Wagen für sie vorgefahren sei. Sie war jetzt unschlüssig, was sie tun sollte und besann sich zögernd.

"Versprechen Sie mir, gnädige Frau," bat Senger halbblaut, damit der Portier nichts hören sollte, "in dieser kurzen Zeit, nach deren Ablauf ich die geschäftlichen Ansprüche Ihres Herrn Vaters vollständig saldiren werde, nichts öffentlich gegen mich zu unternehmen!"

Mistress Jonston nickte zustimmend, und da sie einsah, daß sie nach dem gegebenen Versprechen vorläufig dem Justizrat Harter keine weiteren Eröffnungen machen konnte, beschloß sie, den Besuch bei dem Rechtsgelehrten aufzugeben und bemerkte nun zu dem Portier, daß er den Wagen wieder fortschicken möchte, da sie sich anders besonnen und die Fahrt auf später verschoben hätte. Der Portier verneigte sich und ging hinaus, um dem Befehle der Dame nachzukommen.

Senger triumphirte im stillen, wenn er auch äußerlich eine demüthig gebückte Haltung beibehielt. Er hatte drei Tage gewonnen, das war ihm genug; er war überzeugt, daß er bis dahin Mittel gefunden haben würde, die rote Mappe zu erlangen oder Mistress Jonston verschwinden zu lassen.

Als der Portier hinausgegangen war, wandte sich Mistress Jonston seitwärts und wollte nach leichter Verbeugung gegen Senger ebenfalls den Saal verlassen.

"Ich danke Ihnen für Ihre Nachsicht," flüsterte er, indem er sich tief vor der Dame verbeugte.

"Für heute sind wir zu Ende," sagte sie im Hinausgehen, "Sie wissen, wo Sie mich zu finden haben." Darauf stieg sie die Treppe hinauf und begab sich in ihre Zimmer.

Senger blieb im Speisesaal zurück, zündete sich eine neue Zigarre an und schritt langsam auf und nieder, seinen Gedanken Audienz gebend. Ihn mußten angenehme Bilder beschäftigen, denn es lag ein zufriedenes Lächeln auf seinem Gesicht. Er zweifelte nicht, daß er die Gefahr, welche ihm von Mistress Jonston drohte, beseitigen würde; was war aber damit erreicht? Nicht viel mehr als freies Feld gewonnen, um weiter operiren zu können. Die Hauptsache war für ihn Geld, viel Geld!

Wie das schnell zu erlangen war, darüber dachte er hauptsächlich nach.

Ein grandioses Geschäft mußte gemacht werden, wenn er sich halten wollte. Nicht jahrelanger Fleiß, mühevoller Arbeit, wie in früheren Zeiten, hätten ihn zum Ziel geführt, nein, er war ein Mann der Gegenwart und an rasche Erfolge gewöhnt.

6. Zur Polizei.

Mohrmann, der Besitzer des Hotels, in welchem Mistress Jonston abgestiegen war, erfreute sich großer Beliebtheit beim Publikum.

Nicht nur, daß das Renommée seines Hotels hinsichtlich Einrichtung, Table d'hôte und Bedienung ein vorzügliches war, auch persönlich gehörte er zu den Leuten, vor welchen jedermann den Hut zog.

Seine Wohlthätigkeit war in den weitesten Kreisen bekannt, sein Name stand auf den Sammellisten für mildtätige Zwecke oft mit großen Beträgen oben an, er speiste und beschenkte die armen Kinder des Bezirks zu jeder Weihnachtszeit, kurz, er war ein in jeder Hinsicht ausgezeichnet beleumundeter Mann.

Die jeunesse dorée der Aristokratie, der Börse und die Sterne der Kunstwelt speisten an seiner Wirtshausstafel, und der auf alles bedachte kluge Wirt sorgte stets dafür, daß zwei oder drei hübsche junge Damen von Oper und Ballet einen

Freiplat an seiner Tafel einnahmen, um durch ihre pikanten Erscheinungen den Reiz der gastronomischen Genüsse zu erhöhen.

Alle diese von den Moden des Tage getragenen Erfolge rechnete man dem Hotelier um so höher an, als man wußte, daß er vor einer Reihe von Jahren sein Geschäft ganz ohne Vermögen begonnen und sich nur durch Ausdauer und geschickte Benutzung aller Umstände so in die Höhe geschwungen hatte.

Dazu kam, daß Mohrmann, wenn auch nicht mehr jung, doch ein äußerlich feiner und eleganter Mann war. Sehr schönes schwarzes lockiges Haar, ein gleichfarbiger moderner Backenbart und exquisite Kleidung machten seine Erscheinung eindrucksvoll.

Aber — das üppige Haupthaar war — Perrücke; der schöne Bart — gefärbt, der Rock nach dem neuesten Schnitt auf einer Seite stark wattirt, um die hohe, etwas schiefe Schulter zu verdecken. Alles an ihm war falsch.

Er war seit einigen Jahren mit dem Chef der Firma „Theelen Nachfolger“ sehr vertraut, und zwar seit einem Vorfall, der manchen andern für immer von ihm verschreckt hätte.

Bei einer privaten Spielpartie: „Links verliert, rechts gewinnt,“ hatte Senger den würdigen Hotelier bei einem geschickten Kartenmanöver ertappt, letzterer seine Ungeschicklichkeit dem reichen Kaufmann gegenüber eingestehen müssen und — seit jenem Tage war Senger Stammgast im Hotel des Herrn Mohrmann geworden.

Das war der Mann, der jetzt in den Speisesaal trat, um Senger zu begrüßen.

„Ha!“ dachte dieser, „Mohrmann! eine kleine Hülse in der Noth; diesmal vielleicht mehr als je! Nur darf ich ihn nicht allzusehr in meine Karten blicken lassen!“

„Guten Morgen, Herr Senger!“ rief der Gastwirt mit liebenswürdigster Geschmeidigkeit, „was sieht zu Ihren Diensten? Befehlen Sie einige Plätze an der Table d'hôte, oder wollen Sie eines Ihrer kleinen famosen Soupers bei mir arrangiren?“

„Nichts von beidem,“ entgegnete Senger, „ich bin gekommen, Ihnen ein brillantes Teilgeschäft vorzuschlagen; haben Sie Lust dazu?“

„Mit Ihnen zusammen, stets!“ antwortete Mohrmann, „also lassen Sie hören! Aber wollen Sie nicht plaznehmen?“

„Danke, es wird kurz abgemacht sein,“ sagte Senger und wies den ihm gebotenen Stuhl zurück.

Er durfte jenen nicht merken lassen, daß es seine Absicht war, wegen Mistreß Jonston im Hotel zu bleiben.

„Und welchen Gewinn verspricht es?“ fragte Mohrmann blinzeln.

„Wenn alles gut abläuft, für jeden von uns vielleicht dreihunderttausend Mark!“

Der Hotelier knipste mit den Fingern.

„Teufel, Sie gehen sehr ins Zeug!“

„Ich bemühe mich nicht um Lappalien!“ sagte Senger wegwerfend.

„Ich weiß, ich weiß, und traue Ihnen große Divinationsgabe und richtigen Treffer zu; also lassen Sie hören!“

Senger sah sich vorsichtig um, ob sie auch allein waren. Niemand war im Saal, niemand war durch die Glastür auf dem Korridor zu erblicken. Dann faßte er Mohrmanns Hand und flüsterte demselben zu: „Es ist Aussicht, daß Baron Warren sein Gut verkaufen könnte.“

Mohrmann schüttelte den Kopf. „Da glaube ich, irren Sie!“

Senger zuckte mit dem Ausdrucke großer Ueberlegenheit die Achseln.

„Lassen Sie mich doch ausreden,“ fuhr er mit ziemlicher Rücksichtslosigkeit fort: „Ich habe den jungen Baron auf geschickte Weise an mich attachirt und ihm den Gedanken an einen Gutsverkauf bereits nahe gelegt; es bedarf vielleicht nur noch eines Anstoßes, der muß von Ihnen kommen, und das Gut könnte in Ihre Hände übergehen!“

„Sie wollen doch nicht sagen,“ rief Mohrmann, einen Schritt zurücktretend, „daß ich das Gut kaufen soll?“

„Ja, das werden Sie!“ sagte Senger ganz bestimmt.

„Ha, ha, ha!“ lachte der andere, „und womit? Mir fehlt auch das kleinste Kapital zum Angebots. Ich halte kaum die Verhältnisse meines Hotels hier im äußeren Zusammenhange; was sollte ich dem Baron also zahlen?“

„Nichts!“ lächelte Senger sarkastisch, „Nichts! ist das richtige Angelb für moderne Geschäfte! Wie das gemacht wird, das sei meine Sorge,“ fügte er wieder ernsthaft werdend hinzu, „Sie wissen, daß ich nie um die Mittel verlegen bin, wenn es meine Dispositionen ins Leben zu setzen gilt! Sie sind es in gewisser Weise ja auch nicht, denken Sie doch an jenes Kartenspiel, wo Sie Ihnen mißliebige Karten in den Ärmel gleiten ließen, damit die mit einem Nadelstich gezeichneten links fallen sollten!“

Mohrmann erbleichte, das heißt: sein alterndes Gesicht wurde gelb.

„Et!“ stöhnte er, sich scheu umsehend, „schweigen Sie von jener Geschichte, sie ist ja längst vergessen!“

„Doch nicht von uns beiden?“ spottete Senger, „denn sie verbindet uns ja, und ich würde Ihnen sonst nicht so unumwunden diesen neuen Vorschlag machen!“

Mohrmann fühlte seine Abhängigkeit von diesem Manne, der so kalt und ruhig jenes falsche Spiel erwähnen konnte, wovor er selbst noch stets in der Erinnerung zitterte.

„Sie meinen wirklich?“ sagte er die Augen verschüchtert niedersehend.

„Daß es das brillianteste Geschäft von der Welt wird,“ fuhr Senger mit Ueberzeugung fort, „denn wir werden es bald zu baarem Gelde machen! Sie haben doch Lust, mit mir halb Part zu spielen, oder,“ der Sarkasmus machte sich wieder in seiner Stimme geltend, „oder macht Ihnen Ihr Hotelgewissen Skrupel?“

„Sie sind in allem mein Meister!“ stammelte jener kleinlaut, „ich werde Ihnen willfahren!“

„Topp! Sie werden es nicht bereuen,“ rief Senger mit stolzer Zueversicht, „meiner Fahne winkt der Erfolg!“

Ein Geräusch und Gemurmel mehrerer Stimmen lenkte ihre Aufmerksamkeit nach dem Korridor, wo sie durch die Scheiben der Glastür mehrere Personen vor der Loge des Portiers in lebhafter Unterhaltung sahen.

Portier, Oberkellner, Kommissionär und mehrere Stubenmädchen riefen wild durcheinander:

„Unglaublich!“

„Unerhört!“

„Was kann das für Weitläufigkeiten geben?“

Die Mädchen eilten fort, um ihren Kolleginnen die Neuigkeit so rasch wie möglich zu bringen.

Das Gebahren der Leute erschien den beiden Herren denn doch so auffällig, daß sich beide der Thür zuwandten, um den Grund der allgemeinen Aufregung zu erfahren.

Der Oberkellner kam ihnen schon entgegen.

„Was gibts?“ fragte Mohrmann.

„Der Kommissionär,“ antwortete Kaps, „kommt soeben vom Polizeibureau, wohin ich ihn mit den Meldungen gesandt hatte, zurück mit der Nachricht, daß der Paß der Mistreß Jonston gefälscht sei und daß diese Dame sogleich selbst auf dem Polizeibureau zu erscheinen habe!“

„Nicht möglich!“ rief Mohrmann und schlug die Hände zusammen.

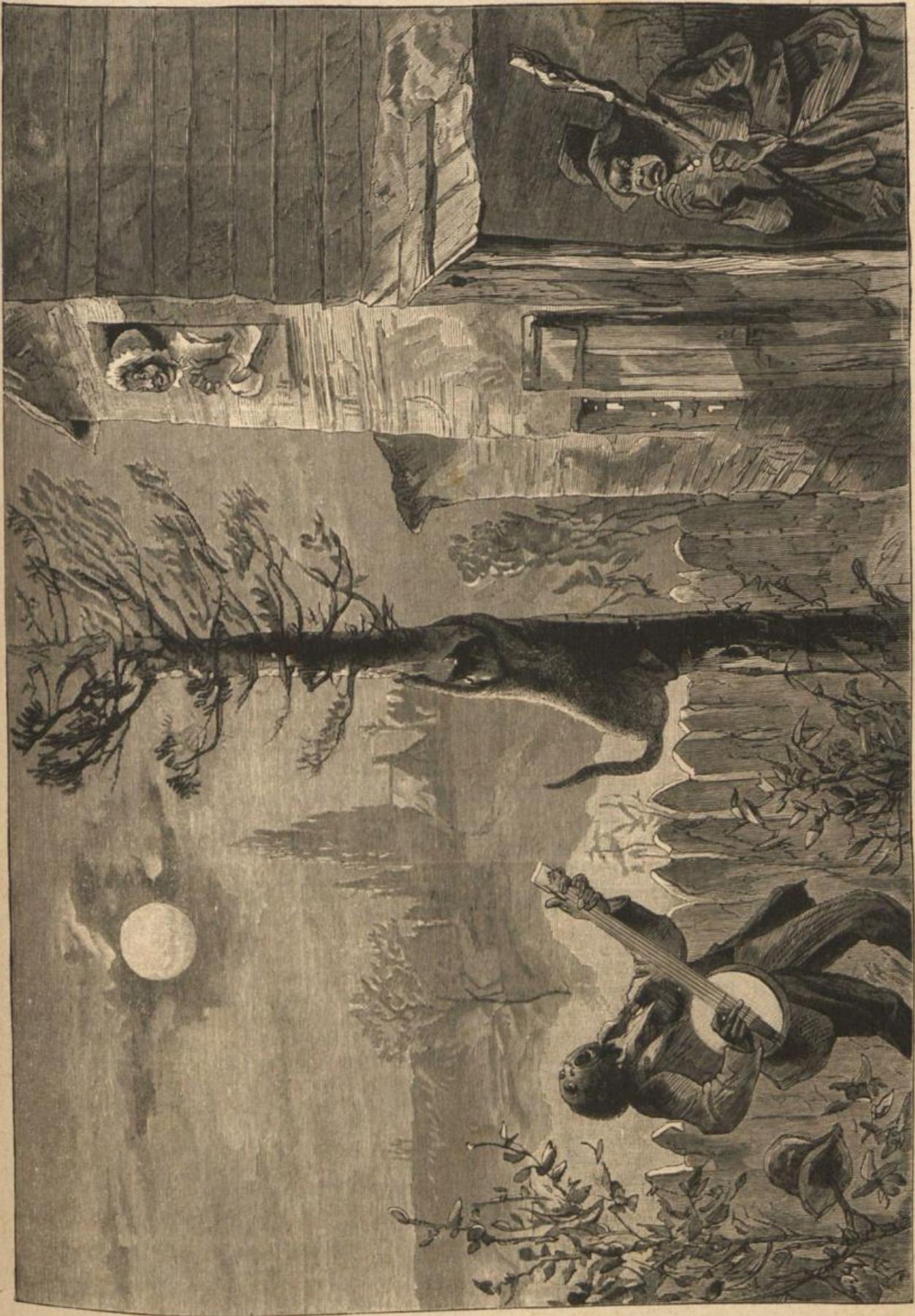
Senger hatte Mühe, seine freudige Aufregung zu verbergen, denn er überlegte sogleich, daß die drei Tage Frist, welche er von der Engländerin erbeten hatte, nun wahrscheinlich nicht mehr nötig seien.

„Benachrichtigen Sie die Dame von dem Vorgefallenen,“ sagte der Hotelier zu seinem Oberkellner, „und ersuchen Sie dieselbe, sich zum Polizeibureau zu bemühen.“

„Etwas extravagant kam sie mir gleich vor!“ rief Kaps und eilte hinaus, um zur Engländerin hinauf zu steigen.

Die beiden Herren blieben in sehr verschiedener Gemüthsstimmung im Speisesaal zurück. —

(Fortsetzung folgt.)



Negerjerenade. (Seite 75.)

Der Bau des menschlichen Körpers.

Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser.

(Fortsetzung.)

Der Kreislauf des Blutes durch den Körper findet in folgender Weise statt:

Durch die Oeffnung der linken Herzkammer in die große Körperschlagader, die Aorta, treibt die Systole des Herzens die während der Diastole in den linken Ventrikel eingetretene Menge hellroten, sauerstoffreichen Blutes in die Aorta hinein. Diese wird dadurch ausgedehnt und würde durch die folgende Zusammenziehung ihrer Wände das Blut wieder in das Herz zurücktreiben, wenn nicht die halbmondförmigen Aortenklappen eben nur das Fortbewegen des Blutes in zentrifugaler Richtung gestatteten.

Die Aorta leitet das Blut in den gesammten Körper, indem sie, bei ihrem Austritt aus dem Herzen ein daumendickes, festes und elastisches Rohr darstellend, sich zunächst als aorta ascendens, aufsteigende Aorta, in einem Bogen, dem Aortenbogen, nach aufwärts wendet (Tafel I, Fig. 1 i); an dieser Stelle entspringt der Hauptstrom für die Arterien des Kopfes und der oberen Extremitäten, unter denen sich die auf unserer Figur bezeichneten a. die Schläfenschlagader, b. die Kieferschlagader, c. die Halsschlagader oder Carotis, d. die Schlüsselbein Schlagader, g. die Armschlagader und h. die Speichenschlagader befinden.

In dem Aortenbogen wendet sich die Aorta nach hinten und abwärts und läuft als absteigende Brustaorta (aorta descendens thoracica) an der linken Seite der Wirbelsäule bis zum zwölften Brustwirbel abwärts, dabei eine Menge von Schlagadern in alle Teile der Brust ausfendend.

Sie dringt alsdann durch das Zwerchfell in die Bauchhöhle, wo sie als Bauchaorta sich in der Gegend des letzten Lendenwirbels in ihre beide Endäste teilt, durch welche das Becken, die Geschlechtssteile und die Beine mit Blut versorgt werden.

Besonders bezeichnet sind auf unserer Figur die Schenkelarterien, arteria cruralis f, die Kniekehlenarterie k, die Schienbeinarterie l und die Fußarterie m.

Wo sich nun auch das Blut in der tausendfachen Verzweigung der Arterien hinwendet, überall gelangt es endlich in Capillargefäße, in welchen es in Folge der Erweiterung seiner Bahn langsamer fließt und einestheils dieser Verlangsamung seines Laufes wegen, andererseits wegen der sehr viel geringeren Dichte der Haargefäßwände Gelegenheit erhält, seine ernährenden Bestandteile an den Körper abzugeben und die abgenutzten und für die Ernährung des Körpers überflüssigen oder störenden Stoffe aufzunehmen.

Genau so allmählich, wie sich die Arterien in Capillargefäße auflösen, setzen sich aus diesen wieder die Venen zusammen. Eine Grenze des Gebiets der Arterien und der Venen innerhalb der Haargefäße ist natürlich nicht zu bestimmen. Ganz allmählich wird das Arterienblut ärmer an Sauerstoff, den es zur Körperernährung abgibt, und reicher an Kohlensäure, dem Hauptverbrennungsprodukt des Körpers. Endlich strömt es als an seiner erheblich dunkleren Färbung leicht zu erkennendes Venenblut durch die Zweige und Äste der Hohlvenen wieder dem Herzen entgegen, in dessen rechte Vorlammer es sich ergießt, um sich sogleich in den rechten Ventrikel fortzubewegen und von dort durch die Lungenschlagader (Pulmonalarterie) mittels der Systole der rechten Kammer den Lungen zugeführt zu werden. In den Haargefäßen der Lunge kommt das unreine, kohlen säuregeschwängerte Blut mit der eingeatmeten atmosphärischen Luft in Berührung, nimmt daraus frischen Sauerstoff auf und reinigt sich von der Kohlensäure. Darauf wird es von den Lungenvenen aufgenommen und hellrot geworden in den linken Vorhof geleitet, durch den es in der Diastole wieder in die linke Kammer tritt und so seinen Kreislauf durch den Körper beendet, um ihn sogleich wieder von neuem zu beginnen.

Den ersten Teil des Gesamtkreislaufs von der linken Ventrikel bis zum rechten Vorhofe hat man früher als den großen Kreislauf geschieden von dem kleinen, als welchen den die Blutbahn vom rechten Vorhofe durch die rechte Kammer nach den Lungen und von diesem nach dem linken Herzensatrium betrachtet hat. Indessen ist diese Scheidung gänzlich überflüssig, streng genommen sogar inkorrekt, denn da die beiden Herzhälften, rechte und linke, von einander völlig getrennt sind, so erhellt, daß der Kreislauf des Blutes auch nur gerade da enden kann, wo er angefangen hat, in der linken Kammer. Das Blut geht also in seinem Kreislauf vom linken Herzen aus, passiert nach dem Laufe durch den weitaus größten Teil des Körpers das rechte Herz und kehrt durch die Lungen in das linke Herz zurück. —

Die höchst wichtige Verschiedenheit des Arterien- und Venenblutes wollen sich unsere Leser durch folgende Tabelle *) noch deutlich machen lassen.

Physikalische Charaktere u. chem. Bestandteile.	Arterienblut.	Venenblut.
Temperatur	etwa um 1° C. höher	niedriger
Farbe	heller, nicht dichroitisch**)	dunkler, dichroitisch
Gasgehalt	relativ mehr Sauerstoff	relativ mehr Kohlensäure
Wasser	mehr	weniger
Fibrin	mehr	weniger
Blutkörperchen	weniger	mehr
Albumin	keine konstante Differenz	
Fette		
Extraktivstoffe	mehr	weniger
Harnstoff	weniger	mehr
Salze	mehr	weniger
Zucker	mehr	weniger

Auch nach Geschlecht und Alter ist die Beschaffenheit des Blutes eine verschiedene. Nachstehende Tabelle gibt das Resultat sorgfältiger Beobachtungen hierüber.

Bestandteile.	Männer.	Frauen.	Kinder.	Greise.	Schwangerschaft.
Wasser	weniger	mehr	weniger	mehr	mehr
Fibrin	—	—	weniger	mehr	relativ mehr
Blutkörperchen	mehr	weniger	mehr	weniger	weniger
Albumin	weniger	mehr	mehr	weniger	weniger
Fette	weniger	mehr	—	—	—
Extraktivstoffe	weniger	mehr	mehr	weniger	—
Salze	weniger	mehr	weniger	mehr	—

Die Ursache der Bewegung des Blutes in seinem Kreislaufe durch den menschlichen Körper glaubten noch vor nicht langer Zeit die Physiologen ausschließlich in den Stößen seitens des Herzens gefunden zu haben***). Indessen hat sich in neuester Zeit die Sache doch als minder einfach herausgestellt. Dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft nach verhält es sich damit folgendermaßen †). Die Herztätigkeit bleibt allerdings als wichtigster Faktor bestehen. Sie wirkt jedoch dadurch, daß sie mit jeder Diastole aus den Mündungen der Venen etwa den siebenundzwanzigsten Teil der gesammten Blutmenge aus den Venenmündungen auspumpt und durch die Systole in die Arterienwurzeln einfüllt, sinkt der hydrostatische ††) Druck

*) Dr. Otto Dammer, Chem. Handwörterbuch, Artikel Blut.
**) Dichroismus ist die Eigenschaft eines Stoffes, im durchgehenden Licht nach verschiedenen Richtungen zweierlei verschiedene Farben zu zeigen.

***) So noch Vogt, „Physiologische Briefe“, Gießen 1861, S. 27.
†) Encyclopädie der Naturwissenschaften. Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie u. Artikel Blutbewegung.

††) Hydrostatik ist die Lehre vom Gleichgewicht und Druck der Flüssigkeiten auf ihre eigenen Teile, auf die Wände der Gefäße, von denen sie eingeschlossen sind, und auf die in ihnen befindlichen Körper.

in den Venen und steigt in den Arterien. Da nun nach einem physikalischen Gesetze in kommunizirenden Gefäßen (Bassins, Röhren u. s. w.) eine Flüssigkeit stets von den Punkten mit höherem hydrostatischen Druck nach dem mit niedrigerem Drucke fließen muß, „so findet, so lange das Herz arbeitet, ein Fließen des Blutes von den Arterien durch die Capillaren in die Venen statt.“ Dazu kommt nun zweitens „die Elastizität der Blutgefäße, insbesondere der Schlagadern. Diese bewirkt, daß das Fließen ein ununterbrochenes ist, trotzdem daß das Herz während seiner Ausdehnung keine Flüssigkeit in die Arterien sendet, denn die Ausdehnung des Herzens dauert viel zu kurz, als daß in dieser Zeit eine Ausgleichung des Druckunterschiedes zwischen Arterien und Venen stattfinden könnte. Die Elastizität der Gefäße hat also dieselbe Wirkung, wie die Elastizität der Luft in dem Windkessel einer Feuerpritze. Drittens: da das Herz und die großen Gefäße in der Brusthöhle liegen, wo das Zusammenziehungsbestreben der Lunge einen negativen Druck unterhält*, so wird hierdurch nicht nur bei der Erschlaffung des Herzens das Herzfleisch ausgebeutet, sondern auch von den großen Gefäßen insbesondere die Venen, was einer Ansaugung des Blutes gleichkommt. Auf die Arterienwurzeln äußert sich dieser Saugdruck der Lunge natürlich nur als Herabminderung des in ihnen herrschenden Druckes, da ein Rückläufigwerden des Blutes durch die Aortenklappe verhindert wird. Da der Saugdruck der Lunge mit der Einatmung steigt und mit der Ausatmung sinkt, so erleidet die Blutbewegung eine mit dem Atempuls harmonisirende Schwankung in folgender Weise: Im Beginn der Einatmung nimmt erstens der Blutdruck in den Arterien ab, zweitens füllt sich das Herz stark mit Blut, sobald nun diese stärkere Füllung in die Arterien entleert wird, steigt in ihnen der Blutdruck wieder. Bei der Ausatmung steigt infolge der Verminderung des Saugdruckes der Blutdruck in den Arterien, aber da das Herz sich jetzt weniger füllt, so wird dies wieder rückgängig, da die Arterien jetzt weniger Blut enthalten. Das Resultat der Atmung ist also eine rhythmische Schwankung des Blutdrucks, die sich an den Arterien durch wechselnde Völle des Pulses verrät. Viertens: Von den Bewegungsorganen des Körpers werden positive und negative Seitendrucke auf die Gefäße ausgeübt, die insbesondere auf die schlaffwandigen Venen wirken und teils vorübergehende Stauungen, teils, unterstützt durch die Klappen, vorübergehende Beschleunigungen der Blutbewegung veranlassen. An mancher Körperstelle, z. B. der Schenkelbeuge des Menschen, funktionieren einzelne Venen bei der rhythmischen Gliedmaßenbewegung geradezu als Pumpen.“

Ueber die verschiedenartige Schnelligkeit der Blutbewegung und deren physiologische Wirkungen schließt sich am angegebenen Orte noch folgende ebenso kurze als interessante Auseinandersetzung an:

„In den Arterien bewegt sich das Blut rhythmisch schneller (bei der Systole) und rhythmisch langsamer (bei der Diastole des Herzens), weil die Pulsquelle über die elastische Rohrwand ungebrochen hinläuft, die Differenz in der Geschwindigkeit beträgt 20 bis 30 Prozent. Mit dem Eintritt des Blutes in das Capillarnetz hört die pulsartige Bewegung auf, da die Pulswellen hier notwendig sich begegnen und so sich neutralisiren müssen: der Blutstrom ist jetzt kontinuierlich. In den Venen ist dies anfangs ebenso, gegen das Herz hin kommt es aber wieder infolge der Druckschwankungen durch die Herzthätigkeit zu pulsartigem Rhythmus (Venensprung) und hierzu gesellt sich mannichfaltige Unregelmäßigkeit infolge des wechselnden Seitendrucks. Die Geschwindigkeit der Blutbewegung ist in den Arterienwurzeln am größten und nimmt von da an wegen fortwährender Erweiterung des Strombettes successive ab, bis sie in den Capillaren ihr Minimum erreicht. Beim Pferd fließt das Blut in der Halsschlagader 300 Millimeter in der Sekunde, und in den Capillaren höchstens 1 Millimeter. In den Venen nimmt die

Geschwindigkeit successive wieder zu. Innerhalb eines und desselben Röhrenabschnittes fließen nicht alle Teile der Blut säule gleich schnell, die größte Geschwindigkeit hat der Axenstrom, von da nimmt die Geschwindigkeit gegen die Rohrwand, wo sie Null wird, successive ab. Die Bewegung ist also mit einer Verschiebung der Flüssigkeitsteilchen aneinander verbunden, ähnlich wie sich die Hülsen des Perspektivs beim Ausziehen ineinander verschieben. Das hat zweierlei zur Folge: a. die Verschiebung erfordert Kraft und um so größere, je cohärenter die Flüssigkeitsteilchen sind. Das ist ein Reibungsmoment, welches die allmähliche Verzehrung der bewegenden Kräfte und ihre Umsetzung in Wärme zur Folge hat. b. Bei der Verteilung der Flüssigkeitsschichten gegen einander befinden sich die Blutkörperchen in derselben Lage wie ein zwischen zwei Perspektivrohre eingelagertes Korn, das beim Ausziehen gerollt wird, die Blutkörperchen wirbeln fortwährend um ihre Ase, und da sie scheibenförmig sind, so bewirken sie wie kleine Rührköpfchen eine fortwährende innigste Durchwaschung des Blutes. Die weißen Blutkörperchen schwimmen nicht gleichmäßig mit dem Blute dahin, sondern flieben öfter länger an der Wand oder gleiten rückwärts an ihr hin.“

Ueber die Menge des Blutes im Menschenkörper hat man bis vor kurzem auch noch ganz allgemein falschen Ansichten gehuldigt. Auf Grund irriger Berechnungen schätzte man sie bis auf ein Fünftel des Körpergewichts. Durch Anwendung äußerst sorgfältiger und geistreicher Untersuchungsmethoden ist man nunmehr jedoch zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Blutmenge im lebenden Menschen schwerlich mehr als $\frac{1}{20}$ bis $\frac{1}{12}$ des Körpergewichts beträgt.

Die Quantität des Blutes in den einzelnen Teilen des Körpers ist ungemein verschieden. Im Herzen, in der Lunge und in den großen Gefäßen beträgt sie 63 Prozent des Organengewichts, danach kommt die Leber mit 28, Milz und Niere mit ungefähr 12, Muskeln, Gehirn und Rückenmark mit 5 bis $5\frac{1}{2}$, Gedärme mit $3\frac{1}{2}$, Knochen mit $2\frac{1}{2}$, die Haut mit 1 Prozent des Gewichts, welches das betreffende Organ selbst aufzuweisen hat.

Die Tätigkeit jedes Teiles des menschlichen Körpers übt wesentlichen Einfluß auf die Menge des Blutes, welches ihm zufließt. Je mehr ein Teil tätig ist, desto mehr Blut zieht er zu sich heran und in die ihn durchdringenden und erfüllenden Capillaren hinein, während die andern ruhenden Körperpartien an Blutzufluß entsprechend einbüßen. Bis zu 47 Prozent soll die Steigerung des Blutzuflusses durch Tätigkeit eines Organs ausmachen können. —

Daß das Blut im Körper kreist, um ihm Nahrung zuzuführen, wissen wir; desgleichen, daß es dabei beständige und sehr wesentliche Umbildung erfährt. Unaufhörlich zersetzt es sich und unaufhörlich wird es erneuert.

Der Erneuerung des Blutes dient ein besonderes Gefäßsystem, das der Lymphgefäße oder Saugadern, welches aus engen, dünnwandigen Röhren besteht, die sich, gewöhnlich den bedeutendsten Blutgefäßen folgend, in zwei Hauptstämmen, dem Milchbrustgang (ductus thoracicus) und dem rechten Saugaderstamm (truncus lymphaticus dexter), sammeln.

Lymphgefäße sind fast in allen Organen des Körpers zu finden, mit Ausnahme des Gehirns und des Rückenmarks, des Auges, der Knochen und Knorpel, des Mutterkuchens, der Eihäute und des Nabelstranges.

In mehrfacher Beziehung unterscheiden sich die Lymphgefäße von den Blutgefäßen. Zunächst enthalten sie eine große Anzahl von Klappen, welche die Rückbewegung der Lymphe nach den Lymphgefäßwurzeln verhindern. Ferner weisen sie in bezug auf ihre Weite lange nicht so große Unterschiede auf als die Blutgefäße, da die kleinsten Saugadern erheblich weiter sind, als die kleinsten Blutgefäße, während die bedeutendsten Lymphgefäße sich sehr viel enger zeigen als die größten Arterien und Venen.

Auch in der Art, wie in ihnen die Lymphe fortbewegt wird, unterscheiden sich die Saugadern von den Blutgefäßen.

* d. h. wo das Zusammenziehungsbestreben der Lunge ausdehnend auf die von der Lunge eingeschlossenen Körperteile wirken muß.

Bei der Einatmung wird der Inhalt des federkielstarken Milchbrustganges in die Unterschlüsselbeinvene (vena subclavia) gesaugt, in welche er, durch zwei Klappen gegen das Eindringen des Blutes geschützt, einmündet. Dadurch wird der Inhalt der Lymphgefäße nach der Richtung des Milchbrustganges hin in Bewegung gesetzt. Unterstützt wird diese Bewegung noch durch die wurmförmige Bewegung des Darmkanals und die sich rhythmisch bewegenden Muskelfasern der Darmzotten (villi intestinales), d. s. die in ungeheurer Anzahl — man schätzt sie auf vier Millionen — vorhandenen zarten zapfenförmigen Erhebungen der Darmschleimhaut, in denen ein bedeutender Teil der Lymphgefäße seinen Anfang nimmt. Ganz wesentlich gefördert wird endlich die Fortbewegung der Lymphe noch durch das eigene Vermögen der Lymphgefäße, sich zusammenzuziehen, vermittelt der kontraktiven Saugfasern in den Gefäßwänden und durch das einen Druck ausübende Eindringen von Flüssigkeit durch die Wände der Lymphgefäße (Endosmose).

Die Lymphgefäße verschlingen sich häufig netzartig und bilden namentlich am Halse, in der Achselgrube, in der Schenkelbeuge und in dem Gevröje des Darmes haselnußgroße, rundliche, halb-feste Knoten, welche die Lymphdrüsen genannt werden. Dieselben dienen der Aufgabe, neue Lymphkörperchen zu bilden, welche der die Drüse passirende Lymphstrom alsdann dem Körper zuführt. Häufig gerät in der Drüse der Lymphstrom auch ins Stocken, zumal wenn durch gesteigerte Anstrengung der mit den Drüsen in Verbindung stehenden Körperteile eine Ueberproduktion von Ernährungsmaterial stattgefunden hat, oder wenn im Bereiche der Gefäßwurzeln der Drüsen Verwundungen, Entzündungen oder Geschwüre vorhanden sind. Die Drüsen schwellen alsdann an, werden leicht schmerzhaft und vereitern zuweilen.

Die Flüssigkeit, welche durch die Lymphgefäße in die Venen geleitet wird, ist entweder die eigentliche Lymphe, ein heller, durchsichtiger, klarer Saft, welcher, von der Färbung abgesehen, dem Blute sehr ähnlich ist, wie dieses leicht gerinnt und Körperchen enthält, welche den im Blute vorhandenen farblosen Blutkörperchen völlig gleichen.

Neben den die eigentliche Lymphe führenden, aus allen Theilen des Körpers stammenden Saugadern gibt es noch sogenannte Chylus- (Nahrungssaft) oder Milchgefäße, die von dem Darmkanal ausgehen. Die Flüssigkeit in diesen, der Chylus, erscheint meist trüb und milchig und ist reicher an Fett als die Lymphe. Die Menge dieses, in kleinen Kügelchen in dem Chylus befindlichen Fettes hängt durchaus von der Nahrung ab, die der Körper zu sich genommen hat. Im hungernden Körper ist der Chylus blaß, zuweilen sogar vollkommen durchsichtig; nimmt der Körper stärkemehlhaltige Nahrung ein, so wird der Chylus ein wenig getrübt, nach Fleisch und Milch nimmt diese Trübung zu, und der Genuß von Butter verstärkt sie bis zu völliger Weiße und Undurchsichtigkeit.

Wie ungemein wichtig die Bildung des Chylus für die Erneuerung des Blutes und die Ernährung des ganzen Körpers ist, davon werden wir uns bei der Betrachtung des Vorganges der Verdauung des näheren überzeugen.

Dasjenige Organ im menschlichen Körper, sowie in dem aller übrigen Säugetiere, welches in bezug auf Anfüllung mit Blut in gleicher Linie steht mit dem Herzen und den großen Blutgefäßen, ist auch zugleich der Ort, wo das Blut die wesentlichste Umwandlung erfährt.

Es ist das die Lunge (pulmo). Dieselbe besteht beim Menschen aus zwei ziemlich weit auseinander gerückten, weichen, schwammigen, rotgrauen Theilen, die als die rechte und die linke

Lunge bezeichnet werden, weshalb man das ganze Organ auch die Lungen (pulmones) nennt.

Die Form der Lungen ist die der Hälfte eines in der Richtung der Axe (senkrecht) durchschnittenen unregelmäßigen Kegels, dessen konkave (hohlrunde, nach innen gewölbte) Basis auf dem konvexen (erhabenen gerundeten) Zwerchfell sitzt, indessen die konvexen äußeren Flächen den Rippen des Brustkorbes anliegen, die konkaven inneren Flächen das Herz umschließen und die stumpfen Spitzen noch etwas über die erste Rippe hinausreichen.

Die rechte Lunge ist etwa um $\frac{1}{10}$ größer, dabei etwas niedriger und breiter als die linke; sie wird durch zwei Zoll tiefe Einschnitte in drei Abteilungen, Lappen (lobi pulmonis) genannt, geteilt; die linke dagegen nur in zwei Lappen.

An der dem Herzen zugewendeten Fläche der Lungen befindet sich eine ovale leichte Furche (hilus pulmonalis), durch welche die Luftröhre und Blutgefäße, — ein Bündel, die Lungenwurzel (radix pulmonum) bildend, — eintreten.

Jede der Lungen hängt in einer Einstülpung, einer Art Sack des Brustfells (pleura, Brustfellsack (saccus pleurae)). Dasselbe setzt sich mit seiner äußeren Fläche als Rippenfell (pleura costalis) an die Brusthöhlenwand an und ist hier rauh und von lockerem (subserösen) Zellgewebe. Sein innerer am Hilus der Lunge eingestülpter Teil, das Lungenfell (pleura pulmonalis) bildet einen glatten, schlüpfrigen, gefäß- und nervenreichen (serösen) Ueberzug der Lungen.

Der Teil des Brustfells endlich an jedem Brustfellsacke, der sich frei in der Mitte der Brust befindet und dem andern Sacke zugekehrt ist, wird das Mittelfell (mediastinum) und der mit Falten und einzelnen Organen der Brusthöhle ausgefüllte Zwischenraum zwischen beiden Brustfellsäcken die Mittelfellshöhle genannt.

Das Gewebe der Lungen, nach dem Alter und dem Bluthaltigkeit des Individuums verschieden, ist schwammig und weich und besteht in der Hauptsache aus einem System luftführender und einem System blutführender Röhren; von letzterem verbreiten sich außerordentlich feine Aeste in die Wand des ersteren, so Blut und Luft miteinander in innigste Berührung bringend.

Die luftführenden Röhren (bronchi) sind baumförmig verzweigt, spizen sich an ihren Enden bis zu einem Durchmesser von $\frac{1}{50}$ Millimeter zu und setzen sich in kolbenähnlich geformte zwanzig- bis sechszigfach ausgebuchtete kurze Blindsäcke (Trichter, infundibula) fort. Die mit weiten Oeffnungen versehenen Ausbuchtungen sind die Lungenbläschen (alveolae oder vesiculae pulmonales), welche aus einer strukturlosen, von elastischen und Bindegewebsfasern umgebenen Membran bestehen und durch ein von der Lungenarterie herrührendes Kapillarnetz umspannen sind.

Die kleinen Bronchien vereinigen sich zu stärkeren Zweigen und schließlich in zwei große Aeste, welche in der Höhe des dritten und vierten Brustwirbels in die Luftröhre übergehen (Bifurkation der Luftröhre).

Die Luftröhre (trachea) ist ein elastischer, fast zylinderförmiger Kanal von $\frac{3}{4}$ bis 1 Zoll Durchmesser, der bis zum 5. Halswirbel am unteren Rande des Kehlkopfs hinaufführt. Er wird aus 18 bis 20 C-förmigen Knorpelbogen gebildet, deren Enden durch quere, glatte Muskelfasern mit einander verbunden sind und die in der Längsrichtung durch ein derbes, faseriges Gewebe zusammengehalten werden. Die innere Fläche der Luftröhre ist mit einer Schleimhaut überzogen, welche die Kehlkopfschleimhaut ohne Unterbrechung fortsetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Poetische Aehrenlese.

Erkenntnis.

Aus Friedrich Fischers Lyrischen Gängen.

Wir haben keinen
Lieber Vater im Himmel.
Sei mit dir im Reinen!
Man muß anshalten im Weltgetümmel
Auch ohne das.
Was ich alles las
Bei gläubigen Philosophen,
Lodt keinen Hund vom Ofen.
Wär' einer droben in Wolkenhöhl'n,
Und würde das Schauspiel mitanseh'n,
Wie mitleidslos, wie teuflisch wild
Tier gegen Tier und Menschenbild,
Mensch gegen Tier und Menschenbild,
Wütet mit Bahn, mit Gift und Stahl,
Mit ausgefommener Folterqual,
Sein Vaterherz würd' es nicht ertragen,
Mit Donnerkeilen würd' er drein schlagen,
Mit tausend heiligen Donnerwettern
Würd' er die Henkerknechte zerschmettern.

Meint ihr, er werde in anderen Welten
Hinternach Böses und Gut vergelten,
Ein grausam hingemordetes Leben
Bur Vergütung in seinen Himmel heben?
O, wenn sie erwachten in anderen Fluren,

Die zu Tod gemarterten Kreaturen:
„Ich danke!“ würden sie sagen,
„Möcht' es nicht noch einmal wagen,
Es ist überstanden. Es ist geschahen.
Schließ' mir die Augen, mag nichts mehr sehen,
Leben ist Leben. Wo irgend Leben,
Wird es auch eine Natur wieder geben,
Und in der Natur ist kein Erbarmen,
Da werden auch wieder Menschen sein,
Die kömten, wie dazumal, mich umarmen —
O leg' ins Grab mich wieder hinein!“

Wer aber lebt, muß es klar sich sagen:
Durch dies Leben sich durchzuschlagen —
Das will ein Stück Hoheit.
Wohl dir, wenn du das hast erfahren,
Und kannst dir dennoch retten und wahren
Der Seele Hoheit.
In Seelen, die das Leben anshalten
Und Mitleid üben und menschlich walten,
Mit vereinten Waffen
Wirken und schaffen,
Trotz Hohn und Spott —
Da ist Gott.

Der Bart.

Humoreske von D. S.

(Schluß.)

Die alten Völker nahmen verschiedene Stellungen zur Bartfrage ein. Die Griechen ließen ihn wachsen, die Römer dagegen, sonst die Affen der Griechen, pflügten ihn zu scheeren, und das Wort barbarus (Barbar) kommt vielleicht von barba (Bart) her, indem die unskultivierten Nichttrömer sich durch wilde Bärte hervortaten, wie denn auch Longobardi nichts anderes heißt als Langbärte. Als der Bart des Jünglings zum erstenmal schnittreif war, wurde er den Göttern zu Ehren geopfert, welcher Tag ein Familienfest war. Sueton wirft dem Cassius vor, er opfere keinem Gotte seinen Bart, ungefähr in dem Tone, wie heutzutage von jemand gesagt wird: er geht nie zum Abendmahl. Am sonderbarsten ist auch hier das Ritual der Juden. Das mosaische Gesetz verbietet, den Bart zu vertilgen, offenbar Rücksicht auf eine im Orient heimische Sitte, darin bestehend, daß der Bartwuchs bei zur Unzucht bestimmten Jünglingen unterdrückt wurde, um ihnen ein juveniles Ansehen zu wahren. Der Talmud aber, der das mosaische Gesetz ungefähr so interpretirte, wie gewisse Wagnerianer die Werke ihres Meisters, bestimmt, daß die Juden sich nicht mit dem Rasirmesser, wohl aber mit der Zwischscheere den Bart puzen dürfen, so daß das Angesicht des orthodoxen Juden aussieht wie ein frisch abgemähtes Stoppelfeld. In welchem hohem Ansehen aber der Bart im Orient steht, zeigt der arabische Schwur: Beim Bart des Propheten! Den längsten, schönsten Bart auf dem ganzen Erdenrund hat Chicago aufzuweisen. Er wächst auf dem Kinn Adam Kirpers. Dieses haarige Individuum, das jetzt sechzig Jahre zählt, fand es bereits in seinem ersten Lebensjahre für nötig, sich zu rasiren. Als er sechzehn Jahre alt war, wurde ihm das Rasirmesser zuwider und er beschloß,

sein Haar wachsen zu lassen. Bald nachher diente er in dem deutschen Heere, als sein Schnurrbart drei Fuß lang war. Er fand jedoch, daß dieser Schmutz ihm häufig bei den Uebungen hinderlich war, da er sich mit seinem Gewehr und Bajonet und oft auch mit dem Gürtel seines Nebenmannes verwickelte. Er opierte ihn deshalb. Als er dann das Heer verließ, fing er an, seinen Bart wachsen zu lassen. Er ging nach Amerika und wohnt daselbst seit vielen Jahren. Im Lauf der Zeit maß sein Bart fünf Fuß. Darauf schnitt er ihn ab und verkaufte ihn für 75 Dollar an das Museum in Chicago. Seit der Zeit hat er ihn unberührt gelassen, verdient aber dadurch noch Geld damit, daß er sich sehen läßt und Bilder von sich verkauft. Von 1877 bis 1881 war der Bart zwei Fuß gewachsen und jetzt, sagen amerikanische Zeitungen, messe er genau 12½ Fuß. Wenn er ausgeht, widelt er ihn um einen ledernen Gürtel, der um seine Taille geschnürt ist, aber zu Hause läßt er ihn seiner ganzen Länge nach herabhängen und widelt seine Füße darin ein, wenn das Wetter kalt ist. Er findet, daß wenn er die Spitze an einen kurzen Stock festbindet, er einen vorzüglichen Malerpinsel erhält, und ist stolz darauf, Proben seiner Kunst aufzuweisen zu können, die er mit dem Bart an Türen, Säunen u. s. w. ausgeführt hat. Der Sohn des alten Herrn sieht diesen außerordentlichen Haarwuchs als eine gute Erbschaft an, da der gute Vater die Bestimmung getroffen, daß der Bart nach seinem Tode abgeschnitten und als Merkwürdigkeit im Lande gezeigt werden soll.

Bollbart und Bartlosigkeit bezeichnen indessen nur die beiden Extreme, zwischen diesen beiden Polen liegt die bunteste Mannigfaltigkeit verschiedener Bartfaçons. In seinem Aerger über die Geschmacklosigkeiten der Moden satirisiert einmal der Aesthetiker Fischer: „Ach, man möchte oft seufzen: Wenn der Schöpfer doch nur dem Menschen geschlecht einen Pelz gegeben, oder — da es solchen vielleicht einst befiel — ihn gelassen hätte! Trichter Wunsch, kurzlichiger Gedanke, der beim ersten näheren Blick in nichts zerfließt! Meint man denn, der

Mensch würde dem Tiere gleich sein Naturkleid tragen, wie es ist? Welche Schneidfeinheiten würden erfunden? Halb geföhren wie Budel, oder ganz geföhren und nur einen Titus aus dem Kopf, eine Quaste, Zottel am Rückgratfortsatz — das wäre noch wenig! Die neue Kokotogärtnerkunst, die Teppichgärtnererei würde beschämt werden durch Figuren, Rabatten, Vostette jeder Form, jedes pikantesten Musiers. Und man vergeße die Färbung nicht! Welche Zusammenstellungen, welche Schattirungen, welche Uebergangstöne. Dort die stolze Donna in Purpur und Anilinfrau schreiend, hier die sanfte Brittin oder Deutsche in träumerischem Hellbunzel sanft bräunlich-ashgrauer Halbtinten, dort der ernste Priester ganz schwarz, nur durch Tonur die Natur verbessernd; da der Stutzer, gelb gegittert oder gewürfelt, mit grünen Schmachtloden am Schlappohr, dann erst noch die Uniformen! Garde-Regimenter: ernst, schwarz-weiß, langhaarig, wie Neufundländer, Bernhardiner, Leonberger; Jäger-Regimenter: teils glatte, teils langhaarige Hühnerhunde, teils auch Rattensänger, braun, grau, juppensfarb, alles mit grünem Passepoil; vielleicht würde auch das Papageigrün und der grellrote Aufschlag der preussischen beliebt. Die Phantastie erliegt vor der Fülle von Gesichtern, die ihr entgegenquellen.“ Nun, inbezug auf Bärte haben die Menschen diese Phantastie in der Tat bewahrt, und welche Aenderung des physiognomischen Ausdrucks die Verschiedenheit der Bartfärbung bewirkt, hat uns einmal der treffliche Mimiker Ernst Schulz mit seiner Naturgeschichte der Bärte bewiesen. Mittels eines ingeniosen Schattenspiels zauberte er mit der Schnelle des Gedankens über ein Duzend Arten von Bärten unter entsprechender, staunenswerter Veränderung seiner Physiognomie auf sein glatt rasirtes Antlitz, den borstigen Gensd'armen- oder Gefeulorenbart, den spizigen Mephistobart, den franzartigen Bräutigams-, den gedehnten Mosaik-, den dünn gefäten Schmerzensbart, die Nr. 11 oder die Kaffeebohne des pensionirten Steuerbeamten, den Hambacher u. s. w. Die populärste Varietät, das Ideal aller Jünglinge ist der Schnurrbart; er verwandelt das Kind zum Jüngling, macht ihn reif zur Liebe und ist also Amors Pflanzart; denn ein Knab ohne Schnurrbart, hat einmal ein Fräulein erklärt, schmeckt wie Schweinefleisch ohne Sauerkraut. Auch im Militär ist er besonders beliebt. „Der Popsi, der ehemals hinten hing, der hängt jetzt unter der Nase,“ wie Heine singt. Früher trug sogar die Geistlichkeit ungehindert Schnurrbärte, bis auf die Zeit der Reformation herab, und zu Magarins und auch Micheliens Zeiten trug jeder Priester, der nach Popularität oder nach der Gunst des Königs strebte, Sorge, einen Schnurrbart zu kultiviren, zu pomadifiziren und zu pudern. Kaum in einem anderen Lande waren die Verordnungen über den militärischen Schnurrbart widersprechender und launenhafter als in Frankreich. Das „Journal des Débats“ behauptet, daß die erste derselben im Jahre 1792 herauskam und bezweckte, die pomadisirten Enden und die Gewohnheit, den Bart in spizer Form, gleich Dolchen zu tragen, zu verbieten. Eine zweite Verordnung datirt aus dem Juni desselben Jahres und ist noch strenger. Sie beschränkt das Recht, Schnurrbärte zu tragen, allein auf die Grenadiere. Dies war hierin das nachdrücklichste französische Gelez, doch wurde es im Jahre XIII. der Republik durch eine Ordre gemildert, welche das Tragen des Schnurrbarts auf die ganze Kavallerie, mit Ausnahme der Dragoner, ausdehnte. Im Jahre 1822 dehnte ein Zirkular des Kriegsministers die Erlaubnis auf einen Teil der Infanterie aus, d. h. auf die Karabiniere und „Volligeurs,“ ebenso auf die Grenadiere, während dasselbe Vorrecht in huldvoller Weise Offizieren von Rang und Stand erteilt wurde. Schließlich nach zwei Jahren erlaubte Marschall Soult nicht nur Schnurrbärte zu tragen, sondern legte es jedem Soldaten als Zwang auf.

Wie nach der Form, so unterscheidet sich auch der Bart nach der Farbe. Kaiser Rothbart (Barbarossa) hat seinen Namen von der Bartfarbe; auch Judas der Verräter soll einen roten Bart gehabt haben, und ein Kapuziner mit langem roten Barte, der deshalb von einem Jesuiten geneckt wurde, replizierte schlagfertig: Daß Judas einen roten Bart gehabt, ist nicht so ganz sicher, das aber weiß man gewiß, daß er von der Gesellschaft Jesu war. Ritter Blaubart ist eine der bekanntesten Märchenfiguren. Ein Wunder ist es nur, daß man noch nicht darauf verfallen ist, den Bart grün, blau, scheidig zu färben. Nun, was nicht ist, kann noch werden, und wenn dieser Artikel die Anregung hiezu geben sollte, so wird sein Verfasser stolz darauf sein und sagen können: non omnis moriar*).

Neuerdings hat der Bart des deutschen Reichskanzlers zahlreiche Telegraphendrähte und Federn in Bewegung gesetzt, welche das epochemachende Ereignis nach allen Gegenden meldeten, und die scharfsinnigsten Kombinationen daran knüpften. Noch heute ist der wahre Grund nicht mit Sicherheit ermittelt; mit Interesse wird man daher das folgende Gedächtnis lesen, womit wir unserem Bartartikel einen patriotischen Abschluß geben:

Das war von je der Deutschen Art,
Sie stritten um des Kaisers Bart.
Erneuert dreht der alte Streit
Sich um des Kanzlers Bart zur Zeit:
Will er sich zeigen mit der Lat
Als Freiheitsmann und Demokrat?
Lief er ihn sprossen in die Höf?

* Ich werde nicht ganz und gar sterben.

Von wegen des Tie douloureux?**)
Spricht aus der weiße Moses-Bart:
Bleibt mir vor Schweinefleisch bewahrt?
Sagt uns des Kanzlers Bart allein,
Er wolle ungehören sein?
Doch nein! Er tritt vors Volk und fragt:
Wer ihn im Bart zu frazen wagt!

Selbst!

Unsere Illustrationen.

Das großherzogliche Residenzschloß in Schwerin. (Seite 57.) Unter den herrlichen norddeutschen Landschaften, die sich in fast ununterbrochener Reihe von Plön an der Ostküste Holsteins bis hart an die pommerische Grenze hinziehen und in dem großen Warener oder Müritzer See, nächst dem Bodensee das größte Binnengewässer Deutschlands, ihren Abschluß finden, nimmt der große Schweriner See durch seine landschaftlichen Reize eine hervorragende Stelle ein. An seinem Ufer, auf der sog. Schloßinsel inmitten eines prachtvollen Gartens, erhebt sich das großherzogliche Residenzschloß mit seinen vielen Kuppeln und Türmen in märchenhafter Pracht. Nach dem Urteil der besten Kenner deutscher Architektur ist das Schloß zu den bedeutendsten Bauten Deutschlands zu zählen, da es trotz der riesigen Dimensionen den strengsten Anforderungen der Kunst in jeder Hinsicht entspricht.

Aus der Geschichte des Schloßes heben wir folgendes hervor. Im Jahre 1166 wurde die Burg Schwerin der Hauptort der Grafschaft Schwerin und Graf Guncelin I. erbaute an Stelle der alten heidnischen Burg eine deutsche. Erst gegen Ende des Mittelalters wurde die Burg durch An- und Aufbau vergrößert. Der erste Bau des herzoglichen Schloßes, welcher bis zum Jahre 1842 stand, wurde von Herzog Karl Magnus (starb 1503) ausgeführt. Während und nach dem dreißigjährigen Krieg geschah wenig für das Schloß, so daß es schließlich fast unbewohnbar war.

Der kunstliebende Herzog Friedrich Franz II., welcher 1842 zur Regierung gelangte, faßte den Entschluß, das alte Schloß in glanzvoller Gestalt zu erneuern. Der Hofbaurat Demmler wurde mit der Ausarbeitung des Entwurfs betraut, der denn auch auf die Schonung der historisch-interessanten und künstlerisch wertvollen Teile des Schloßes tunlichst Bedacht nahm.

Im Oktober 1845 waren die Vorarbeiten soweit gediehen, daß mit dem Bau begonnen werden konnte, der bis zum Jahre 1851 von dem Baumeister Demmler geleitet wurde. Demmler geriet jedoch, wahrscheinlich infolge seines politischen Auftretens, mit seiner Dienstbehörde in Konflikt; die Folge davon war, daß er am 14. Januar 1851 mittelst großherzoglichen Reskripts „aus der Stellung des leitenden Architekten des Schloßbaues“ entfernt wurde. Der Bau wurde nunmehr von anderen Architekten nach dem ursprünglichen Entwürfe zu Ende geführt und im Jahre 1857 vollendet. Es scheint jedoch, als wenn die Nachfolger Demmlers nicht so ganz in dem Sinne des letzteren arbeiteten, denn Demmler beklagte sich in einem Vortrage bei dem Großherzog, „daß schon ein flüchtiger Anblick lehre, wie mit dem Wechsel des Architekten sofort bei den gegen die Stadt gerichteten Bauteilen, welche noch eine Veränderung erfahren konnten, fremdartige Stilarten und Bauelemente hineingetragen werden, die weder mit dem ersten Bauplan, noch mit dem architektonischen Charakter des ganzen Schloßes in Einklang stehen.“ Es ist leicht begreiflich, daß es dem genialen Meister Schmerz bereite, sein herrliches Werk nicht ganz nach Wunsch zu Ende geführt zu sehen, aber immerhin wird das schweriner Residenzschloß seinem Schöpfer einen dauernden Ehrenplatz in der deutschen Kunstgeschichte sichern.

Sehr interessant ist die Art, wie Demmler seine wirtschaftlichen Grundzüge bei den vielen von ihm ausgeführten Bauten zu verwirklichen suchte. Er verwarf z. B. das verderbliche Submissionsverfahren und übertrug die Arbeiten unter gleichmäßiger Beteiligung an alle in Schwerin anfassigen Meister der verschiedenen Branchen auf Rechnung. Wo das Interesse des Baues jedoch eine Akkordarbeit wünschenswert machte, wurde dieselbe direkt an die Arbeiter vergeben. Beim Bau des großherzoglichen Residenzschloßes, so erzählt Demmler selbst, wurden diese Grundzüge auch auf die sämtlichen Tischler-, Steinmetz- und Schleifmühlen-Arbeiten, sowie auf die Bildhauerei, Kunstziegelei angewendet. Sie wurden sämtlich, wie auch die Maurer- und Zimmerarbeiten ohne jegliche Unternehmer in Ausführung gebracht; große Werkstätten wurden errichtet, die Rohmaterialien, zweckentsprechende Maschinen wurden für Rechnung angeschafft, Trodenruben angelegt u. s. w. Es war die Möglichkeit gegeben, daß jeder einzelne Arbeiter nach seinem Fleiß, seiner Gewandtheit und Geschicklichkeit von dem leitenden Bauoffizianten besonders remunerirt und nicht von einem Unternehmer in seinem privaten Geldinteresse ausgebeutet werden konnte. Es herrschte daher auch feste Zufriedenheit unter den vielen Arbeitern der verschiedenen Berufsarten, und dem leitenden und beaufsichtigenden Baupersonal wurden seine Geschäfte dadurch sehr erleichtert. Was aber ganz besonders wichtig war: bei dieser Bauleitung hatte weder die Baukasse Nachteil, noch wurden die Arbeiten selbst, was Gediegenheit, Tüchtigkeit und künstlerische Ausführung betrifft, in irgend welcher

*) Zahnweh.

Beize beeinträchtigt, vielmehr erhielten sie eben dadurch die größtmögliche Vollkommenheit, wovon noch die Tischler-, Steinmetz-, Bildhauer- u. Arbeiten Zeugnis geben.

Diese Eigenart Demmlers mag wohl nicht wenig zu dem vorhin erwähnten Konflikt und seiner Entlassung beigetragen haben. — Zum Schluß wollen wir noch eines spaßhaften Vorfalls gedenken, der sich gleich nach der Entfernung Demmlers von der Bauleitung zutrug. Es betrifft die „Schloßturmtknopfdurchsuchungsgeschichte“. Nach der Vollendung des Hauptturms wurden wie üblich in den Knopf desselben verschiedene Münzen, Zeitungen, Kestriebe u. gelegt. Dies sollte auch nach Vollendung der anderen Türme sich wiederholen, und demgemäß legte Demmler nach Fertigstellung des Gurturmes der Seeseite zunächst persönlich drei gläserne Flaschen in dem Knopf nieder, der gleich darauf verlobt wurde. Von seinen „Freunden“ scheint später das Gerücht verbreitet worden zu sein, Demmler habe sich „mit seinen philosophischen Ideen in den Turmtknopf gestücht“ und daselbst sein sozialpolitisches Programm niedergelegt. Nach langem Hin- und Herberaten der Schloßbaubaukommission kam man zu dem Entschluß, den ominösen Knopf mit einer Haussuchung zu beehren. Gesagt, getan. Ein Gerüst wurde um den Turm geschlagen, der Knopf erstiegen, geöffnet und des gefährlichen Inhalts beraubt. Es scheint aber nichts Schlimmes darin enthalten gewesen zu sein, denn der Großherzog hat später befohlen, diese Papiere u. an einer anderen geeigneten Stelle des Schlosses in Abschrift niederzulegen.

Demmler, der jetzt hochbetagt (er ist 1804 geboren) in Schwerin in seinem geschmackvollen, selbsterbauten Hause am Ufer einer der schönen Schweriner Seen die Ruhe des Alters genießt, kann mit Stolz auf die Kunstwerke blicken, die er während eines langen und vielbewegten Lebens mit rühmlichem Fleiß und tiefem Kunstverständnis geschaffen und die ihm ein dauerndes Andenken sichern.

Sir John Falstaff. (S. 64 u. 65.) Von all den berühmten Figuren, die der große britische Dramatiker William Shakespeare geschaffen, hat keine eine solche Popularität erlangt, wie John Falstaff, der feiste und feige Held des Wirtshauses. Der unvergleichliche Humor Shakespeares hat es verstanden, das prahlerische, feige, liederliche Abenteuerium in einer Karrikatur zu gestalten, die nicht minder unsterblich ist, als die berühmte Karrikatur des Mittelalters, die Don Quixote von Cervantes von Saavendra vorstellt. Dieser Falstaff ist ernst genommen, ein ganz absichtlicher Mensch; im Nimbus poetischer Verklärung und in komischen Situationen aber wirkt er so sehr auf unsere Lachmuskeln, daß wir seine absichtlichen Eigenschaften vergessen und uns über seine tollen Streiche freuen. Auf der Bühne wirkt Falstaff wie kaum eine andere komische dramatische Figur.

Falstaff ist ein alter Mann, feist und träge, dessen einziges Bestreben darin besteht, möglichst behaglich zu schmausen und möglichst viel edlen Weines in seinen Schlund zu schütten. Dabei stellt er den Frauen nach, bei denen er trotz seiner Ungeßlachttheit zuweilen Glück hat durch seine fabelhafte Unverschämtheit. Er prahlt beständig mit seinen Heldentaten, ist im Grunde aber ein Feigling. Er ist grob, witzig, heuchlerisch, zuweilen gutmütig. Shakespeare läßt den in seiner Jugend liederlichen Prinzen Heinrich an Falstaff Geschmack finden, und in dessen Gesellschaft besteht Sir John seine Abenteuer.

Der berühmte Maler Grüner hat es unternommen, in einer Reihe von Bildern diese lustige Person zu verewigen, und es ist ihm sichtlich gelungen. Sein Falstaffesklus ist weithin bekannt geworden. Wir entnehmen demselben zwei Darstellungen. Das erste Bild zeigt uns Falstaff, wie er prahlerisch seine Heldentaten erzählt. Er schildert eben sein berühmtes Gefecht mit den „Steileinern“ und spricht sein: „So lag ich und so fuhr' ich meine Klinge!“ zu seinen ungläubigen Zuhörern, die den feigen Prahlers schon kennen und die Berichte von seinen Heldentaten mit heiterer Ungläubigkeit aufnehmen. Das zweite Bild zeigt uns den alten liederlichen Gauch als Amarofo, wie er Frau Pluth den Hof macht, die sich nur deshalb gefallen läßt, um den anderen Hausbewohnern das Vergnügen zu machen, Falstaff als liebesgierenden Berber schwadchen zu sehen. Im übrigen scheint sich der Alte bei Frau Pluth in einer lodernen Gesellschaft zu befinden, und das große Hirschgeweih an der Wand hat am Ende gar eine symbolische Bedeutung.

So hat sich der Maler vorzüglich in die Idee des Dichters hineingebacht und sich zu ihm gestellt, um der Nachwelt diese kostbare Figur auch im Bilde aufzubewahren.

Negerferenade. (S. 69.) Freund Bob, ein junger krausköpfiger Neger, gilt bei den Damen seiner Hautfarbe für eine männlich schöne Erscheinung, eine Anschauung, der wir nicht beistimmen können. Allein die Neger, die sich den Teufel weiß und die Engel schwarz vorstellen, haben eben ihre eigenen Begriffe von Schönheit. Je wulstiger die Lippe, je flacher die Stirn, desto schöner, meinen sie. Inbezug auf weibliche Schönheit sind die Ansichten der Neger noch einfacher; die fettesten Dame gilt auch für die schönste. Darum hat sich Bob in die wohlbeleibte Tochter eines alten hartköpfigen Negers verliebt. Als gebotener Mann fühlt er sich verpflichtet, der Geliebten ein Ständchen zu bringen, und er ist in der Zivilisation schon so weit vorgeschritten, daß er nicht etwa auf einer Muschel bläst, wie seine Ahnen vielleicht

dereinst in Afrika, sondern er kommt mit einer ganz zivilisirten Gitarre. Das Ständchen beginnt und die holde Angefangene ist so entzückt, daß sie im Regligé am Fenster erscheint. Der Gesang muß in der Tat reizend sein, denn wir sehen, wie ein Kater sich erschrocken auf einen Baum flüchtet. Indessen haben die Nigger auch in der Musik ihren eigenen Geschmack, und was versteht ein Kater von Musik. Aber ein Herz ist unbezwinglich für die Macht der Töne, das ist das Herz des Vaters der Geliebten, der sich über die Störung seiner Nachtruhe ärgert und mit einem soliden Knüttel bewaffnet, jetzt sogleich dem nächstlichen Sängler zu Leibe gehen wird. Was dann geschieht, läßt sich leicht denken; Bob wird durch eine nicht allzu angenehme Berührung mit der „ungebrannten Asche“ aus seinen Liebeshimmeln plötzlich und unianst hinabgestürzt werden. Wir fürchten sehr, daß der grobe Alte auch seiner Tochter eine kleine Dosis ungebrannter Asche verabreicht; doch was Nachts in jenem Schlafkammerchen vorgeht, „darüber schweigt des Sänglers Höflichkeit“.

W. B.

Für unsere Hausfrauen.

Bländereien für die Küche.

Von D. Culinarius.

II. Kochen, Braten, Dämpfen.

Wünschen Sie das Rindfleisch, welches Sie kochen, recht fastig wohlschmeckend, zum Genuße einladend auf den Tisch zu bringen liebe Leserin? Wahrscheinlich! Nun, mit dem Rezept, wie man's macht wollen wir nicht hinter dem Berge halten.

Kaufen Sie sich ein kompaktes Stück mageren Ochsenfleisches und bringen Sie es in kochendes, d. h. in stark wallender Bewegung befindliches, etwa 100 Grad Celsius heißes Wasser. Nachdem dieses auf das Fleisch einige Minuten eingewirkt hat, regulieren Sie das Feuer oder gießen Sie dem heißen Wasser kaltes zu, derart, daß die Temperatur des Kochwassers auf 70 bis 74 Grad Celsius hinabsinkt. Auf dieser Höhe seien Sie einige Stunden lang vorsichtig bemüht die Wärme des Wassers zu erhalten. Ist Ihnen das nur einigermaßen gelungen, so dürfen Sie sicher sein, ein vorzügliches Stück genießbaren, der Ernährung möglichst gut dienenden Fleisches Ihrer Familie vorsetzen zu können.

Da wir nun einmal bei den Rezepten sind und sie die positiven Resultate der wissenschaftlichen Untersuchungen vorstellen, welche die betreffenden Herren Fachgelehrten über das Wesen der Fleischzubereitung angestellt haben, so wollen wir die Rezepte zur Herstellung möglichst müßergültiger Fleischbrühe, guter Braten und zu kunstgerechtem Dämpfen unmittelbar hindrenden folgen lassen, und uns dann erst die Philosophie der Sache, die wissenschaftliche Grundlage, ein wenig näher betrachten.

Also bereiten wir uns zunächst eine kräftige, duftige, wohlschmeckende Fleischbrühe.

Wir legen ein kompaktes Stück guten Ochsenfleisches in kaltes Wasser und erhitzen das Wasser langsam und allmählich bis zur Siedehitze, in der wir es dann drei bis fünf Stunden lang erhalten. Das sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit bildende Eiweiß schöpfen wir mit dem Schaumlöffel ab. Das Verfahren ist damit schon beendet. Die Brühe wird gut sein, das Fleisch fast vollständig ausgelaugt und gut — zum Fortwerfen. Genuß- oder Nahrungsmittel ist es sicher nicht mehr.

Drei bis fünf Stunden ist verzeifelt lange, werden zwar nicht unsere lebenswürdigen geduldrigen Leserinnen, wohl aber mancher Ehemann meinen, dem die Gattin schwer etwas recht machen kann und der mit unerer Hilfe hinter die Geheimnisse der Kochkunst kommen möchte.

Nun, wertgeschätzter Ungebuldiger, sind Ihnen zehn Minuten Kochzeit auch noch zu lange? Nein! Gut. Greifen Sie nur der liebenden Gattin tatkräftig unter die Arme, zerhacken Sie das Fleisch höchst eigenhändig tunlichst fein, etwa wie Würstfüßel, und versehen Sie es alsdann in kaltes Wasser. Jetzt lassen Sie den Topf ans Feuer stellen und es so einrichten, daß das Kochen erst nach acht bis zehn Minuten beginnt und vier bis sechs Minuten fortgesetzt wird. Darauf gießen Sie die Brühe durch ein Haarsieb oder eine Serviette, tun den hartgewordenen Fleischrückstand beiseite, und eine aromatische, samsose Bouillon ist fertig. Wollen Sie den Geschmack noch steigern und die Farbe heben, so brauchen Sie nur noch etwas mehr Kochsalz, gebrannten Zucker oder braungebratene Zwiebeln hinzuzusetzen, und mit Spargel, weißen Rüben, Möhren, Sellerie und Porree kann die lundige Hausfrau an dem Geschmack der Brühe noch nach Bedürfnis herumkünsteln.

Das Wegwerfen des Fleisches ärgert Sie vielleicht und Sie möchten aus demselben Stück eine mindestens leidliche Suppe sammt einem guten gekochten Fleisch gewinnen? Viel verlangt freilich, aber es läßt sich schließlich alles so halberlei einrichten.

Wir erhitzen das Wasser, ehe wir das Fleisch in einem nicht zu kleinen Stücke hineinlegen, auf fünfzig Grad Celsius, senken dann das Fleisch darein und setzen das Erhitzen fort bis zum Kochen. Darauf mäßigt man das Feuer und gießt so viel kaltes Wasser zu, bis die Hitze des Kochwassers auf siebenzig Grad Celsius zurückgegangen ist. So erhält man es etwa zwei Stunden lang. Hat man mäßig Wasser zugefügt, so werden Bouillon und Fleisch nicht allzu hoch gespannte Anforderungen sicherlich befriedigen.

Daß ein geringer Zusatz von Kochsalz, etwa zehn Gramm auf einen Liter, zu dem Wasser, in dem man Fleisch kochen will, auf Geschmack und Geruch erhöhend wirkt, wissen unsere Leserinnen. Vielleicht ist aber weniger bekannt, daß auch ein kleiner Zusatz von Milchsäure (etwa sehr wenig frisches Sauerkraut) oder von Chlorkalium den Geschmack der Fleischbrühe nicht unerheblich besser macht.

Nachdem wir uns an duftiger Brühe und saftigem Rindfleisch erlabt, wäre es nun wohl gut, auch an einen vortrefflichen Braten zu gehen.

Wie wärs mit einer Kalbskeule, meine Damen? Drauf und dran. Wir langen uns die Bratpfanne vom Küchenschrank herunter, geben ein tüchtiges Stück Butter und Speck hinein, stellen die Pfanne so in den mit Steinkohlen oder Holz geheizten Ofen und warten bis die Fette geschmolzen sind. Nun bringt man die Keule, gespickt oder ungespickt, in die Pfanne, belegt ihre ganze Oberfläche mit dünnen Speckseiten und schließt die Tür des nun fünfzehn bis zwanzig Minuten in recht starker Hitze zu haltenden Ofens sorgfältig. Nun bildet sich an der Keule unter dem Einflusse der heißen Ofenluft eine dicke albuminöse Hülle, welche den Fleischsaft im Innern zurückhält. Zeitweise muß der Braten gewendet und mit der in der Pfanne enthaltenen Flüssigkeit begossen werden. Nachdem die fünfzehn bis zwanzig Minuten verstrichen sind, mäßigen wir die Hitze des Ofens und halten sie möglichst gleichmäßig. Haben wir das anderthalb bis zwei Stunden mit aller Sorgfalt getan, so werden wir uns eines guten Bratens erfreuen können.

Gut ist es, wenn wir uns dabei der Tatsache erinnern haben, daß Kalbsfleisch, welches weniger reich ist an würzigen Bestandteilen, mehr Hitze bedarf, als Ochsenfleisch, Hammelfleisch und Wildpret, und daß bei geringerer Hitze der Braten nur blutig gar wird, was stets geschieht, wenn die Hitze im Innern des Fleischstücks nicht wenigstens 76 bis 80 Grad Celsius erreicht.

Uebrigens können wir auf die Bratpfanne verzichten, wenn wir in der angenehmen Lage sind, uns unser Fleisch frei vor dem Feuer am Spieß braten zu können. Man hängt alsdann das Fleisch entweder an einen Haken über das Feuer, große Braten zwölf und bei großer Hitze fünfzehn Zoll entfernt, kleine etwa nur sechs Zoll hoch; umgibt es mit einem Mantel von Eisenblech, und läßt den Haken durch eine mechanische Vorrichtung drehen; oder man steckt es an den wagerecht angebrachten, auf eisernem Gestelle ruhenden Bratspieß, bei dem man gleichfalls für eine drehende Bewegung zu sorgen hat. Auf jeden Fall muß man aber auf das Aufpassen der ablaufenden Flüssigkeit und das Begießen des Bratens mittels derselben bedacht sein.

Auch auf dem Roste kann man trefflichen Braten erzielen. Besonders für kleinere Fleischstücke, die nur kurze Zeit zum Garwerden bedürfen, kann der Rost empfohlen werden. Ehe man hier mit dem Braten beginnt, müssen sich die Kohlen in heller Glut befinden, jedoch nicht in Flammen stehen und nicht rauchen. Wenden muß man das auf den Rost gelegte Fleisch alle halbe Minuten; zugleich tut man gut, es hin- und herzuschieben, damit es an allen seinen Teilen gar werden kann.

Für heute zum Schluß wollen wir uns jedoch nicht etwas braten, sondern schnell noch etwas dämpfen lassen.

Dazu ist ein Topf von nöten, der sich eines gut schließenden Deckels erfreut, damit die heißen Wasserdämpfe am Entweichen möglichst verhindert und gezwungen werden, ihre Temperatur dem Fleische mitzutheilen.

Man nimmt ein Stück Ochsenfleisch — wer Kalbsfleisch, Hammelfleisch, Wild, Geflügel oder Fische lieber ist, kann auch diese dämpfen! — klopft das Fleisch stark, bestreut es mit Salz und legt es in den Topf, wo man ihm eine Unterlage von einigen Speckscheiben, zwei Zwiebeln, einer Möhre, Lorbeerblättern, Dragon und etwas Gewürz bereitet hat. Dann gießt man Wasser — und wer, was gar manchem vorzüglich schmeckt! — in Bier gedämpftes Fleisch genießen will, — schüttet halb Wasser und halb Bier auf das Fleisch, — das Bier darf jedoch nicht bitter sein. In dem einen wie in dem andern Falle setzt man so viel Flüssigkeit hinzu, daß die reichliche Hälfte des Fleisches damit bedeckt ist, alsdann wird noch eine Tasse Essig, ein Löffel Birnen- oder Syrup dazugegeben und das Ganze mit festzugedecktem Topfe drei Stunden geschmort. Beim Anrichten nimmt man das Fett ab, setzt der Sauce etwas Mehl zu und rührt diese durch ein Sieb.

Damit ist das gedämpfte Fleisch fertig und wir können essen. Wohl bekomm's, wohlgenieigte Leserin!

Zur Nahrungsmittellunde.

Mehle. Wenn man, wie es nur zu oft geschieht, die Güte der Mehle nach ihrer Farbe beurteilt, so übersehen man dabei vollständig, daß der Kleber — der eigentliche stoffhaltige Bestandteil des Mehles — das Mehl grau macht, daß daher das weißeste Mehl durchaus nicht das nahrstoffhaltigste und wertvollste bezüglich der Ernährung ist.

Inhalt: Die Alten und die Neuen. Roman von M. Kautsky. (Fortsetzung.) — Winterleben der Tiere. Von Realschullehrer Otto Lehmann. — Kulturkampf sonst und jetzt. Von Wilh. Bloß. — Moderne Schicksale. Novelle von Carl Görlitz. (Fortsetzung.) — Der Bau des menschlichen Körpers. Eine anatomisch-physiologische Skizze von Bruno Geiser. (Fortsetzung.) — Poetische Lehrenlese: Erkenntnis. Aus Wischers „Lyrische Gänge“. — Der Bart. Humoreske von J. S. (Schluß.) — Unsere Illustrationen: Das großherzogliche Residenzschloß in Schwerin. — Sir John Fallstaff. (Mit zwei Bildern aus Eduard Grügners Fallstaff-Cyklus: „So lag ich, und so führt' ich meine Klinge“ und „Fallstaff und Frau Pluth“. — Regenerenade. — Für unsere Hausfrauen: Plaudereien für die Küche. Von D. Culinarius. II. Kochen, Braten, Dämpfen. — Zur Nahrungsmittellunde. — Dreifarbige Charade. — Rebus. — Ärztlicher Ratgeber. — Redaktionskorrespondenz. Gemeinnütziges. — Mannichfaltiges. — Humorisches.

Gutes Weizenmehl darf keine rötlichen oder schwärzlichen Punkte haben. Bei der Berührung muß es weich, trocken, schwer sein. Mit Wasser geknetet, soll es eine gleichmäßige, langziehbare, elastische, nicht stark klebende und in dünne Stränge ziehbare Masse bilden. Je kürzer, d. h. je weniger ziehbar der Teig ist, desto geringer ist die Mehlsorte. Die Verfälschungen, denen das Mehl unterworfen ist, sind:

- 1) bessere Sorten Mehl mit geringeren;
- 2) Getreidemehl mit Kartoffel- oder Erbsejmehl;
- 3) Vermischung mit Kalk, Kreide, Gyps, Schwercipat u. s. w.

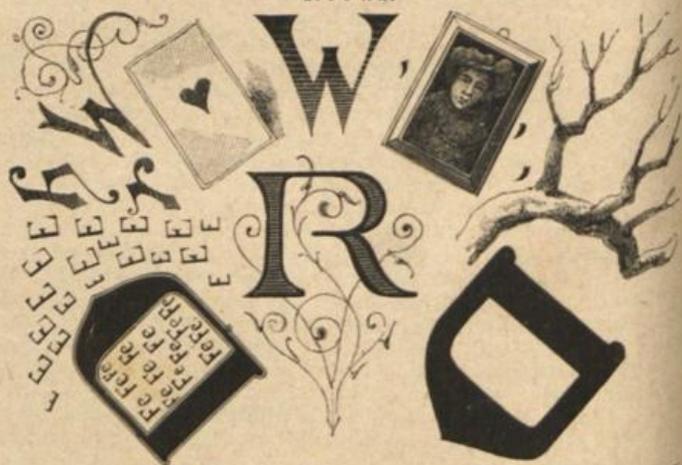
Die ersteren Verfälschungen sind nur schwer und fast nur durch das Mikroskop zu erkennen, auch nicht nachteilig für die Gesundheit, namentlich nicht, wenn Hülsenfruchtmehl darunter gemengt ist. Die dritte Art Verfälschungen läßt sich meist dadurch erkennen, daß sich die mineralischen Teile, wenn man etwas Mehl in Wasser löst, viel schneller zu Boden setzen, als die Mehlsorte. Sandiges Mehl knirscht zwischen den Zähnen.

Gutes Brot muß gehörig aufgegangen und ausgebacken sein, eine glänzend braune Kruste, eine elastische, nach dem Eindruck des Fingers sich wieder hebende Krume, einen kräftigen, angenehmen Geruch haben, dann ist es leicht verdaulich. Es darf keinen sauren Geschmack haben. In der Krume müssen sich zahlreiche aber kleine Löcher befinden. Bläuliches Brot deutet auf Mischung des Mehles mit Raden (Brandkorn), schwarzblaues auf Mischung mit Taumelkorn, violette Pünktchen im Brot auf Mutterkorn, sämtlich höchst gesundheits-schädliche Kennzeichen. Gerstenmehl, Hafermehl, Weizenmehl, geben dem Brot eine grobe, bald zu trockene, bald feuchte Krume von schwärzlicher oder grauer Farbe und fade-m Geschmack. Brot mit zu großem Wassergehalt (mehr als 43 Prozent) ballt sich im Magen zusammen, verdiebt auch schneller und es entwickeln sich in ihm leichter schädliche Pilze.

Dreifarbige Charade.

Die erste suche im Haus, im Garten und auf Promenaden, In Flüssen findest du's oft, im Meer und im Bäderladen. Man macht es aus Holz, aus Eisen und Stein, Legt Silber und Gold, selbst Juwelen darein. Die zweite und dritte sind lustige Tröpfe, Zwar düster zu schauen, doch oft hohle Köpfe; Betreter der Kunst und Zeugen von herrlichem Schaffen, Auch Ausdruck von Günst und von Haß, und spize schneidige Waffen. Doch Beten des Friedens zugleich, einladend zum Jubel und Singen. Nicht minder Quellen dem Streit und blutigem Völkerringen. Das Ganze ist auch eine Art von unserem zweiten und dritten; Wo es im Hause zuhause, da kann es und sollte beglücken, Doch kann es berücken zugleich und birgt verderbliche Tücken — Im Kampfe ums Dasein, o Freund, hast du es oft dir ersritten. *Semper Notnagel.*

Rebus.



Auflösung des Rätsels in Nr. 1:

Winde, und zwar als Mehrheit von Wind, dann als sog. Wagenwinde und als Bezeichnung eines Gliedes des windischen Volksstammes in Steiermark, Kärnten und Krain.

Auflösung des Rebus in Nr. 1:

Nach dem Sturme tritt immer gutes Wetter ein.